

d'Lëtzebuurger **Land**

50

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#50 65. Jahrgang 14. Dezember 2018



5 453000 174663



4,00€

„Mir kucken dat“

Schon könnte dem Gratistransport politisch nicht mehr viel im Weg stehen. Doch er ist als Paketlösung gedacht, und der Inhalt des Pakets ist noch unklar

Das erste Land der Welt

Kühn verspricht die liberale Koalition in ihrer Regierungserklärung eine glückliche Globalisierung, neidisch warnt die konservative Opposition, bloß vorsichtig zu sein

Made in Luxembourg

Kimchi, Kombucha und veganer Kefir: Die neue Ausgabe der Beilage *Made in Luxembourg* legt den Schwerpunkt auf die Lebensmittelproduktion

Foto: Sven Becker

Schon eine Woche nach der Regierungsbildung könnte dem Gratistransport politisch nicht mehr viel im Weg stehen. Doch er ist als Paketlösung gedacht, und der Inhalt des Pakets ist noch unklar

„Mir kucken dat“

Peter Feist

Im großen Saal der christlichen Eisenbahnergewerkschaft Syprolux ist fast kein Sitzplatz mehr frei, als am Montagmittag die Gewerkschaftsführung zu einer Informationsversammlung geladen hat. Zwei Stunden zuvor hatte Transportminister François Bausch (Grüne) sie über die Pläne der Regierung zum öffentlichen Gratistransport informiert. Besser gesagt: über das, was schon feststeht. Viel steht offenbar noch nicht fest. Gewerkschaftspräsidentin Mylène Bianchi sagt trotzdem: „Gleich vorab: Unsere Position ist unverändert. Wir sind gegen das Gratisprinzip!“

Populismus François Bausch und die Grünen waren das im Wahlkampf auch. Bausch nannte das Gratisversprechen der DP in ihrem Wahlprogramm „Populismus“. Die Grünen schrieben in ihr Wahlprogramm, dass an Gratistransport allenfalls „mittelfristig“ zu denken sei. Bis dahin habe Luxemburg dringendere Probleme. Die Verkehrsinfrastruktur gehöre ausgebaut, vor allem die auf der Schiene. Die Pünktlichkeit der Züge und Busse und die Informationslage der Passagiere müsse verbessert werden, also die Qualität des Angebots insgesamt.

Nun aber ist Bausch erneut Transportminister einer DP-LSAP-Grüne-Koalition, in der nach den Liberalen auch die Sozialisten im Wahlkampf das Gratisprinzip versprochen hatten. Sie hatten das schon 2009 getan, und es passte 2018 als eine „soziale Maßnahme“ zum LSAP-Programm, das für sozialen Fortschritt stehen wollte; es passte zum Versprechen auf die gesetzliche 38-Stundenwoche, sechs Wochen Urlaub und netto hundert Euro mehr Mindestlohn. Sozial argumentierten in den Koalitionsverhandlungen auch die Grünen, um das Vorhaben mittragen zu können, und sozial wird es heute begründet: „Für den Minister ist die Maßnahme in erster Linie eine soziale“, erklärt seine Sprecherin Dany Frank. Ein Jahresabonnement für das gesamte Netz der Busse, Züge und der Straßenbahn koste zurzeit 440 Euro. „Künftig hat ein Mindestlohnempfänger, der den öffentlichen Transport benutzt, im Jahr 440 Euro mehr zur Verfügung.“

Was ist an gratis sozial? Beim Syprolux wird das nicht so gesehen. „Was ist sozial daran, wenn für den Bankdirektor dasselbe Gratisprinzip gilt wie für die Putzfrau?“, fragt Mylène Bianchi. Die Syprolux-Vorsitzende hatte schon im November in Radiointerviews das Gratisprinzip ein „vergiftetes Geschenk“ genannt. Sollen die Züge künftig ohne Zugbegleiter fahren? Werden über Land an noch mehr Bahnhöfen die Schalter abgeschafft? Können die Staats- und die Gemeindekassen es sich wirklich leisten, auf die Einnahmen aus dem Ticketverkauf zu verzichten, da doch in Infrastruktur, Züge und Busse viel investiert werden muss? Und leistet Gratistransport womöglich Vandalismus Vorschub, weil „was nichts kostet, auch nichts wert“ ist? – Letzteres befürchten offenbar nicht wenige im Saal beim Syprolux am Montag. Zumal, da Cannabis legalisiert werden soll. „Da kriegen wir die Fixerstuff in die Züge!“, ruft einer, und ein beifälliges Raunen hebt an.

Gegenüber dem *Land* wollte der Transportminister die Gratispläne nicht erläutern. „Im Moment gibt es dazu nicht viel mehr zu sagen, als dass sie ab erstem Quartal 2020 gelten sollen“, so François Bauschs Sprecherin. Weshalb Anfang 2020 und nicht zum Beispiel 2021, wenn die erste große Lieferung neuer Züge eingetroffen, die Hauptstadt-Tram zumindest bis zum Hauptbahnhof verlängert und das Angebot damit ein gutes Stück verbessert sein wird? Darauf antwortet Dany Frank nicht, sagt nur, „wir brauchen ein Jahr Vorlauf, und ab März 2019 sollen keine Jahresabos mehr verkauft werden“. Das Gratistück

soll demnach im März 2020 beginnen. Und anscheinend geht der Minister nicht davon aus, dass es dem öffentlichen Transport so viele neue Nutzer zuführt, dass sie „auf den Dächern der heute überfüllten Züge“ mitfahren müssten, wie er im Wahlkampf der DP entgegengehalten hatte (*d’Land*, 13.07.2018).

Mobilitätsforscher glauben das ebenfalls nicht. Olivier Klein, Forschungsgruppenleiter in der Abteilung Stadtentwicklung und Mobilitätsforschung am Luxembourg Institute of Socio-Economic Research (Liser), erklärt: „Unsere Erhebungen nach Wünschen der Nutzer des öffentlichen Transports sich in erster Linie mehr Pünktlichkeit, mehr Sitzplätze und einen guten Fahrplankontakt.“ Der Preis spiele „kaum eine Rolle“. Eine delicate Frage sei aber, inwiefern das Gratisangebot auch den Grenzpendlern zugute kommen wird. „Auf Luxemburger Territorium wird das natürlich so sein. Aber ob sich am Preis der Kombi-Tickets im grenzüberschreitenden Berufsverkehr etwas ändert, müsste in bilateralen Verhandlungen geklärt werden.“

Grenzpendler benachteiligt? Diese Frage sei sogar sehr delikat, meint Sarah Mellouet, Ökonomin bei der zur Handelskammer gehörenden Fondation Idea. Bringt das Koalitionsabkommen den Gratistransport doch mit einer „Reform“ der steuerlich absetzbaren Kilometerpauschale in Verbindung. Einzelheiten dazu sind noch keine bekannt. Zurzeit aber wird für die Absetzbarkeit nur der luxemburger Anteil der Entfernung vom Wohnort zum Arbeitsort angerechnet. Würde der Gratistransport nur national eingeführt und die Kilometerpauschale gekürzt, im Gegenzug aber der Preis der grenzüberschreitenden Kombi-Tickets nicht wenigstens sinken, „dann würden die Grenzpendler gegenüber den Ansässigen benachteiligt. Das beträfe immerhin fast die Hälfte der in Luxemburg Aktiven“, so Mellouet. Doch Preissenkungen im grenzüber-

schreitenden Berufsverkehr kann die Regierung nicht versprechen, geschweige garantieren. Einen Nulltarif schon gar nicht.

„Das prüfen wir“, erhielten die Syprolux-Vertreter vom Transportminister zur Antwort, als sie ihn am Montag nach den Grenzpendler-Tickets fragten. „Geprüft“ werde ebenfalls, ob wegen des Gratisprinzips womöglich die Planung von Park-and-Ride-Plätzen neu gedacht werden muss. „Bisher lautete der luxemburger Ansatz, sie möglichst in den Nachbarländern einzurichten“, sagt die Syprolux-Präsidentin. „Doch wenn für die Pendler, die mit dem Auto zu Zug- oder Bushaltestellen fahren, das Gratisprinzip erst gilt, wenn sie luxemburger Territorium betreten, dann könnten viele ihr Auto in Luxemburg abstellen wollen. Was machen wir denn dann?“

„Mir kucken dat“ Im großen Saal des Syprolux lachen viele höhnisch, wann immer die Gewerkschaftsvorsitzende erzählt, der Minister habe gesagt, „mir kucken dat“. Je öfter sie das sagt, und sie sagt es ziemlich oft, umso mehr Leute lachen. Dass die Gratisidee es ins Programm der neuen Regierung schaffen würde, war zumindest beim Syprolux für ziemlich unwahrscheinlich gehalten worden: Man rechnete mit einer CSV-geführten neuen Regierung, in welcher der kleinere Partner solche Pläne, falls er welche hatte, während der Koalitionsgespräche begraben würde.

Nun aber stehen sie auf Seite 42 im Programm der zweiten DP-LSAP-Grüne-Regierung, die sich obendrein seit vergangener Woche über ein unerwartetes internationales Echo freut. Vom Londoner *Guardian* über *El País* aus Madrid bis hin zur *New York Times* wurde Luxemburg ein Vorbild genannt: Das erste Land der Welt, das so etwas einführt, nachdem das bisher nur Städte getan haben. Der verhältnismäßig sozialdemokratisch eingestellte US-Senator Bernie Sanders beglückwünschte die luxemburger Re-

Der Gratistransport könnte Grenzpendler gegenüber Ansässigen benachteiligen. Ob es dazu kommt, wird unter anderem davon abhängen, wie die steuerlich absetzbare Kilometerpauschale geändert wird

gierung über *Twitter*. Umweltministerin Carole Dieschbourg (Grüne) bekam eine Menge Lob zu hören, als sie diese Woche den UN-Klimagipfel in Katowice besuchte. François Bausch freut sich auch: „Der Minister ist überrascht und sehr erfreut über die weltweite Resonanz, die die Ankündigung ausgelöst hat“, schreibt Sprecherin Dany Frank in der E-Mail, in der sie mitgeteilt hat, noch gebe es zum Gratis-Prinzip nicht viel zu sagen. Bausch finde, das internationale Echo helfe zu verstehen, „dass es nicht allein abstrakt um den öffentlichen Transport geht, sondern um die Multimodalität mit Zug, Bus und Tram“. Und das ganze sei natürlich „Nation Branding“.

Wer so viel Lob erfährt, lässt sich seine Gratispläne schwer ausreden. Auch wenn die Ironie der Geschichte nun dazu führt, dass für die mKart, das elektronische Bezahlssystem, das nach jahrelanger Vorbereitung das missglückte e-Go ablöst, die Tage nun ebenfalls gezählt sind. Den Transportgewerkschaften ist ziemlich klar, dass sie sich mit ihrer Opposition gegen den Gratistransport kaum durchsetzen werden. Wie der Syprolux ist auch der FNCTFEL-Landesverband nach wie vor dagegen. In einer Erklärung, die auf seiner Webseite steht, schreibt er aber, das gelte „unter den aktuellen Gegebenheiten“. Unter welchen der Landesverband dafür sein könnte, will er nicht erläutern; eine Anfrage des *Land* um ein Gespräch bleibt unbeantwortet.

Beim Syprolux macht man sich ebenfalls wenig Illusionen, die Regierung umstimmen zu können. Und wie am Montag erzählt wird, stimme auch die befreundete CSV der Idee zu. Das will CSV-Fraktionspräsidentin Martine Hansen auf eine Anfrage des *Land* zwar nicht so sehen. Aber in einer E-Mail schickt sie nur den Auszug aus ihrer Rede in der Kammerdebatte nach der Regierungserklärung des Premiers am Mittwoch. Darin hatte sie zwar gesagt, der Gratistransport sei „nicht die Lösung unserer Probleme“. Regelmäßig abgelehnt hatte sie ihn jedoch mit keinem Wort. Vielleicht ist es ja nicht einfach, dagegen zu sein, wenn die Menschen etwas geschenkt bekommen sollen.

Eisenbahnerstatut Damit sind die Transportgewerkschaften die wichtigsten politischen Kontrahenten der Regierung. Landesverband und Syprolux herauszufordern, muss sie möglichst vermeiden, denn für die beiden Gewerkschaften kann es beim Gratistransport schnell ums Ganze gehen: um den Erhalt des „Eisenbahnerstatuts“, das CFL-Bedienstete zu assimilierten Staatsbeamten macht. Nachdem in Frankreich dieses Jahr das Statut trotz monatelanger Streiks bei der SNCF abgeschafft wurde, sind Belgien und Luxemburg die beiden einzigen EU-Staaten, in denen es noch gilt. 2005 akzeptierten die Transportgewerkschaften in der Eisenbahn-Tripartite, dass das Statut bei CFL Cargo, dem Joint-venture-Betrieb mit Arcelor-Mittal, nicht gelten würde, und halfen so, die Frachtsparte der CFL zu retten. Würde erneut ans Statut gerührt, könnten Landesverband und Syprolux nicht anders, als sich zu wehren.

Und wie die Dinge liegen, wird der Gratistransport dazu führen, dass das Eisenbahnerstatut bei den CFL rascher als bisher in Frage gestellt werden kann. In der EU hat das jüngste „Eisenbahnpaket“ auch den Personentransport im Binnenverkehr liberalisiert. Das macht für den Staat die CFL zu einem Anbieter unter vielen potenziellen. Das Gratisprinzip wird das verstärken, soll heißen: Eines Tages könnte eine Regierung auf die Kosten der aus der Staatskasse bezahlten Transportleistungen schauen und finden, sie von öffentlich Bediensteten erledigen zu lassen, sei zu teuer, zumal es keine Einnahmen aus verkauften Tickets gibt. Doch für die Gewerkschaften ist es schwierig, diese Gefahr schon jetzt abzuwenden und offen gegen den Gratistransport zu kämpfen: Wer gegen etwas eintritt, was sich als soziale Maßnahme und Geste an Mindestlohnempfänger verstehen lässt, kann sich verdächtig machen, Privilegien zu verteidigen, von denen Mindestlohnempfänger nur träumen können.

Das Versprechen Vielleicht fand die entscheidende Auseinandersetzung mit den Gewerkschaften schon am Montag Vormittag statt und ging ziemlich friedlich über die Bühne. Die Syprolux-Präsidentin sagt ihrer Basis anschließend: „François Bausch hat uns sein Wort gegeben, dass kein einziger Arbeitsplatz bei der Bahn



François Bausch (hier bei der Einweihung des Tram-Abschnitts zur *Stäreplaz* am 27. Juli) bemüht sich, das Ende der Bezahl-Ära als Fortschritt auszuliegen





Grenzpendler im Berufsverkehr: Wird das neue System sie benachteiligen? Und werden Park-and-Ride-Plätze künftig wieder vor allem in Luxemburg angelegt statt kurz hinter der Grenze, wie in Hettange Grande?



abgebaut, kein Zug in Luxemburg ohne Zugbegleiter fahren und die Präsenz in den Zügen sogar noch erhöht wird.“ Und vor allem habe er nicht nur versichert, dass bis 2024 niemand ans Eisenbahnerstatut rühren werde. So lange gilt der aktuelle *Contrat de service public* des Staates mit der Bahn. Bausch habe auch versprochen, bis Oktober 2023, ehe die Amtszeit der Regierung endet, den nächsten Vertrag so weit vorzubereiten, dass die nächste Regierung ihn nicht ignorieren könne.

Diese Zusage könnte das beste Angebot sein, das die Gewerkschaften vom Transportminister, der früher selber Eisenbahner und Gewerkschafter war, bekommen werden. Die Syprolux-Spitze scheint das am Montag so ähnlich zu sehen. Sie erklärt, sie ziehe es vor, in Arbeitsgruppen, die nun gebildet werden, „einen Fuß in die Tür zu bekommen“ und mitzudiskutieren. Man halte sich aber „alle Optionen offen, falls die Dinge sich in eine falsche Richtung entwickeln“.

So dass nun die Entdeckung der vielen Dimensionen einsetzen wird, die das politische Versprechen Gratistransport hat. Nicht nur, inwiefern es auch für Grenzpendler gilt, will die Regierung noch prüfen. Sondern zum Beispiel auch, was aus der Ersten Klasse in den Zügen wird und ob die von François Bausch im Sommer ausgelöste Großbestellung neuer Waggons und Triebwagen für die CFL geändert und die Erste Klasse abbestellt wird, ist beim Syprolux zu erfahren. Vermutlich geschieht das nicht. Schon deshalb, weil die CFL auch internationale Verbindungen bedienen, etwa nach Koblenz und einmal täglich weiter nach Düsseldorf.

Die neuen Kontrolleure Wer in Zügen und Bussen künftig was kontrollieren soll und warum eigentlich, ist eine andere Frage. Wer viel Bus fährt, kann den Eindruck haben, dort fänden selten Kontrollen statt. Was so nicht stimmt: Im Überlandbusdienst RGTR zum Beispiel wurden 2017 fast 42 000 Busfahrten kontrolliert. Beim Süd-Bussyndikat Tice waren es dieses Jahr bisher 62 580. Vergangenes Jahr standen für Kontrollen im RGTR 320 000 Euro im Staatsbudget, dieses Jahr 395 000, nächstes Jahr sollen es 400 000 Euro sein. Beim Tice kosteten die Kontrollen dieses Jahr 610 000 Euro. Die Gemeindeverwaltung von Luxemburg-Stadt teilt mit, 2017 seien 16 500 Bus-Passagiere im AVL kontrolliert und dafür 250 000 Euro ausgegeben worden. Dass 800 Schwarzfahrer erwisch wurden, teilt die Stadtverwaltung ebenfalls mit.

Wer keck ist, könnte ausrechnen, dass damit das Aufspüren eines Schwarzfahrers 312 Euro kos-

tete. So dass sich selbst bei dem ziemlich hohen Strafgeld von 150 Euro Kontrollen alles andere als „rechnen“. Vielleicht lässt sich das so einfach nicht behaupten; klar ist aber, dass der Aufwand und das Geld für Kontrollen künftig gespart werden können. Der Aufwand für die Verwaltung von Ticket- und Abonnement-Verkauf auch. Beim Hauptstadt-Busbetrieb AVL sind damit zwei Drittel der Belegschaft im „Backoffice“ beschäftigt. Sie können schon ab März 2019, wenn keine Jahresabos mehr verkauft werden sollen, nach und nach sinnvoller eingesetzt werden.

Inwiefern sinnvoller – das muss anscheinend noch „geprüft“ werden, bei allen Verkehrsanbietern. Bei den CFL ist der Aufwand wahrscheinlich am größten, weil er auch die Zugbegleiter betrifft. Bis Januar erwartet der Transportminister von der Bahndirektion ein erstes Konzept für ein neues Berufsbild Zugbegleiter. Die Aussicht löst Ängste aus. Beim Syprolux am Montag Vormittag fragt eine Zugbegleiterin in den Saal: „Wir sind durch ein Casting gegangen, wir mussten Psychotests bestehen, wer sagt mir, dass ich ins neue Bild passe?“

François Bauschs Sprecherin teilt mit, „alle Arbeitsplätze an Schaltern, in Zügen, aber auch in den Bussen und den Straßenbahnen bleiben erhalten“. Dem Personal würden neue Missionen übertragen. „Und zwar im Bereich Information der Kunden und Hilfestellung beim Einhalten der Regeln.“ Das habe der Minister schon immer als einen wichtigen Teil des Berufsbilds Kontrolleur, beziehungsweise Zugbegleiter angesehen.

Vom Warmhaben Das mit dem Regeln einhalten wird freilich noch Diskussionen bedürfen. „Wir haben keine Lust, Leute zu transportieren, die in den Zügen nur sitzen, damit sie es warm haben“, erklärt die Syprolux-Vorsitzende ihrer Basis entschlossen. Und fügt an, der Transportminister habe ihr Recht gegeben, aber auf die Frage, wie sich das verhindern lassen soll, nur sagen können, „wir prüfen das“. Dass der Gratistransport zu mehr Angriffen auf Bahn-

personal führen kann, wird offenbar gefürchtet. Und ob, wenn das Gratisprinzip gilt, ein Zugbegleiter einen Passagier noch so leicht des Zuges wird verweisen können, wie das Gesetz über die Sicherheit im öffentlichen Transport das seit 2009 vorsieht, scheint nicht so klar zu sein. Der Minister habe bei dieser Frage auf die in den Zügen installierten Überwachungskameras verwiesen, sagt die Syprolux-Vorsitzende. Worauf die Versammlung im Saal so laut und höhnisch lacht wie nie bei dem Treffen.

Im Paket Diskussionen ganz anderer Art stehen in Finanzfragen bevor. Der Koalitionsvertrag deutet an, es dürfe zu keinem Einnahmefall zwischen den verschiedenen Transportanbietern kommen. Was damit gemeint ist, ist unklar. Tatsache ist jedoch, dass nicht alle Transportleistungen der Staat regelrecht einkauft. Der Busbetrieb in Luxemburg-Stadt ist einer in Eigenregie; der Staat gleicht der Gemeinde nur eventuelle Defizite aus. Das war zwar immer nötig und für dieses Jahr sind dafür 15,7 Millionen Euro im Staatshaushalt eingeplant. Es führt aber dazu, dass die Regierung mit der Stadt separat verhandeln müssen, was mit dem Gratisprinzip verbunden sein wird. Dem Vernehmen nach ist das noch nicht geschehen. Vermutlich wird es auch nicht weiter problematisch – wo die Gratisidee doch eine der DP war. Es zeigt aber, dass sich die Rechnung nicht einfach so aufmachen lässt, indem man die dieses Jahr knapp 500 Millionen Euro aus der Staatskasse für den öffentlichen Transport den 30 Millionen aus dem Ticketverkauf gegenüberstellt.

Technisch, aber auch politisch nicht einfach dürfte der Gratistransport in einem steuerlichen Paket werden, dass die Regierung schnüren will. Die darin enthaltenen Neuerungen sollen sich in ihren Kosten kompensieren und zur „Dekarbonisierung“ des inländischen Transports beitragen. Die Dinge so zu sehen, drängte der Transportminister auch die Gewerkschaften: Der Gratistransport sei keine isolierte Maßnahme, sondern Teil eines Ganzen.

Francois Bausch will dafür sorgen, dass das Eisenbahnerstatut auch über 2024 hinaus garantiert bleibt. Das könnte das beste Angebot des Ministers sein, das die Gewerkschaften nicht ablehnen können

Informationen aus Regierungskreisen zufolge soll im ersten Quartal 2020 nicht nur der Gratistransport in Kraft treten und mit ihm eine „Reform“ der Kilometerpauschale, sondern eine „allgemeinere“ Steuerreform. Sie werde mit dem Haushaltsentwurf 2020 im Herbst 2019 vorliegen, voraussichtlich auch Änderungen bei den Familienzulagen enthalten und die Anwendung des superreduzierten Mehrwertsteuersatzes auf Hygiene-Artikel. Die Wiedereinführung von Subventionen zum Kauf von Elektro-Autos könnte bevorstehen, die steuerlichen Anreize zum Leasing emissionsarmer Firmenwagen sollen geändert und ein Steuervorteil für das „Mobilitätsbudget“ beruflich Aktiver neu geschaffen werden.

Die ökologische Ausrichtung könnte am Ende auch die Grünen bewegen haben, den Gratistransport mitzutragen. Im Sommer hatte François Bausch eingeräumt, als in den Diskussionen vor der Steuerreform von 2017 die Kilometerpauschale zur Sprache gekommen war, habe er selber für die Einführungs des Gratistransports plädiert – vorausgesetzt, er würde durch eine Senkung der Kilometerpauschale gegenfinanziert. Was nun offenbar geschehen soll, eingebettet in weitere Maßnahmen.

Eine Meinung dazu hat bisher weder die Arbeitnehmer- noch die Handelskammer. Aber während Erstere auf die Anfrage des *Land* nicht einmal reagiert, reicht Letztere sie an ihre Fondation Idea weiter. Idea-Ökonomin Sarah Mellouet kann dem Ansatz, Mobilität und Emissionen fiskalisch zu behandeln, viel abgewinnen. Die Prämissen der Landesplanung sollten ebenfalls berücksichtigt werden, findet sie: „Die Kilometerpauschale ist nicht mehr in Phase mit diesen Prämissen. Wer die Zersiedelung des Landes stoppen will, kann nicht lange Anfahrten zu Arbeit steuerlich belohnen.“

Würde die Pauschale gekürzt, könnte zum einen von den 115 Millionen Euro Einnahmen, die sie der Staatskasse bringt, genug abgezweigt werden, um den Einnahmefall durch ab 2020 fehlende Ticket- und Abonnementverkäufe im öffentlichen Transport abzufangen. Zum anderen gäbe es für lange Fahrwege weniger Abschlag. Darüberhinaus ist der neue Steuervorteil für das „Mobilitätsbudget“ anscheinend als Äquivalent für den Abschlag gedacht, den Firmenwagennutzer erhalten: Stellt der Betrieb über ein Leasing zur Verfügung, wird das steuerlich als geldwerter Vorteil angesehen und als virtuelles Zusatzeinkommen von der monatlichen Lohnsteuer miterfasst. Dabei gilt von Amts wegen ein Abschlag von 40 Euro im Monat. Der Koalitionsvertrag liest sich ein wenig so, als könnte die Gleichbehandlung zwischen Firmenwagennutzern und Leuten ohne Firmenwagen darin bestehen, Letzteren ebenfalls 40 Euro gutzuschreiben, falls sie sich in Fahrgemeinschaften oder mit Elektro-Fahrrädern zur Arbeit begeben.

Das sei alles schwer einzuschätzen, meint Sarah Mellouet, die sich vorstellen kann, dass es um die Frage, ob nicht jeder, der nicht im Auto zur Arbeit fährt, steuerlich belohnt werden sollte, noch Diskussionen geben wird. „Meiner Meinung nach müsste die Regierung die Autonutzung im Berufsverkehr unattraktiver machen und vor allem die Nutzung eines Autos durch eine Person allein.“ Das Paket mit dem Gratistransport sei eine Chance dafür. Unter der wichtigen Voraussetzung, dass es sich nicht gegen die Grenzpendler richtet.



Sie fahren schon jetzt gratis: Schulbusse (links), der City Shopping Bus (Mitte) in Luxemburg-Stadt und das Elektro-Shuttle in Pfaffenthal

Leitartikel

Disunited Kingdom

Michèle Sinner

Noch war Theresa May britische Premierministerin, als sie gestern zum EU-Gipfel nach Brüssel reiste. Am Mittwochabend hatte sie ein parteiinternes Vertrauensvotum mit dem Versprechen überlebt, das Amt bald abzugeben. Die Vertrauensfrage hatten ihr die konservativen Abgeordneten schließlich gestellt, nachdem May die „bedeutungsvolle Abstimmung“ über das von ihr verhandelte Austrittsabkommen aus der EU auf unbestimmte Zeit verschoben hatte, weil ihr eine Niederlage im Parlament drohte. Aus den Parlamentsdebatten, die ihrer Entscheidung vorausgegangen waren, hatte sie geschlussfolgert, dass der sogenannte *Backstop* die größte Hürde für eine Mehrheit für das Abkommen darstelle.

Um zu verhindern, dass auf der irischen Insel zwischen der Republik Irland und dem zum Vereinigten Königreich gehörenden Nordirland nach dem EU-Austritt Großbritanniens eine „harte“ Grenze mit Zoll- und Passkontrollen eingerichtet werden muss, die den seit 20 Jahren währenden Frieden in Gefahr bringen könnte, beschlossen May und die EU während der Verhandlungen den *Backstop*: Nordirland bliebe nach der Übergangsfrist Mitglied der Zollunion und des Binnenmarktes, bis es ein Freihandelsabkommen gibt, das deren Bestimmungen ersetzt. Um zu verhindern, dass die „harte“ Grenze dadurch in die irische See, also zwischen Nordirland und den Rest des Vereinigten Königreichs auf der britischen Insel verschoben wird, sehen die Scheidungspa-

piere außerdem vor, dass Großbritannien insgesamt Mitglied der Zollunion bleibt, bis es ein Freihandelsabkommen mit der EU gibt.

Diese aus Sicht Irlands unbedingt notwendige Rückversicherung, die aus dem Europäischen Blickwinkel nach sich zieht, dass Großbritannien weiterhin vom Zugang zur Zollunion profitiert, mögen viele Abgeordnete im britischen Parlament aus unterschiedlichen Ursachen nicht. EU-Gegnern gefällt nicht, dass die EU ihre Zustimmung für eine Beendigung der *Backstop* genannten Versicherung geben muss, die zeitlich unbegrenzt ist. Im Norden der irischen Insel selbst gibt es diejenigen, die befürchten, sie könnten vom Rest des Vereinigten Königreichs abgeschnitten werden. Und es gibt eben solche, die warnen, der Frieden gerate in Gefahr, falls sich das Gleichgewicht dort in irgendeine Richtung verändert. Deswegen will May von den europäischen Staats- und Regierungschefs zusätzliche Garantien, wie und wann der Versicherungsvertrag gekündigt und beendet werden kann.

Doch sogar wenn diese alle Fantasie aufbringen, um May irgendein Schriftstück mit zurück nach London zu geben, das den Zusammenhalt der EU nicht gefährdet, ist, aufgrund der so unterschiedlichen Interessenlagen, nicht gesagt, dass May damit ihr Austrittsabkommen durchs Parlament bringt, wenn sie abstimmen lässt. Die Ironie dabei

ist, dass die Briten, die angeblich die Kontrolle zurückwollten, es dadurch quasi den EU-Staatsregierungschefs überlassen, dafür zu sorgen, dass ihr Königreich nicht auseinanderfällt. Dabei hätte vor dem Referendum ein Blick auf die Landkarte gereicht, um zu sehen, dass ein Brexit unweigerlich zu Problemen an der inneririschen Grenze führt.

In Erwartung der Abstimmung, die vor dem 21. Januar stattfinden soll, bleiben alle erdenklichen Szenarien möglich. Beispielsweise, dass jemand in der Opposition aufwacht und May vor dem ganzen Parlament die Vertrauensfrage stellt, weil es keine Mehrheit für ihr Abkommen gibt. Dann könnten Neuwahlen folgen. Da die EU aber weitere Verhandlungen über ein Austrittsabkommen ausschließt, fragt sich, was eine neue Regierung anders machen könnte als May. Seit der Europäische Gerichtshof am Montag bestätigt hat, dass Großbritannien noch entscheiden kann, zu unveränderten Bedingungen EU-Mitglied zu bleiben, gibt es auch wieder mehr Stimmen, die nach einem zweiten Referendum rufen. Aber auch dafür gibt es keine Mehrheit und es ist fraglich, ob ausreichend Zeit bliebe, eines zu organisieren, wenn diejenigen, die in Westminster das Sagen haben, nicht beschließen, den Austritt zu verschieben. Da die vergangene Woche gezeigt hat, dass alles andere als klar ist, wer dort das Sagen hat, sollte man sich am Krautmarkt auf jeden Fall alsbald intensiv mit der Notfallplanung für den 29. März beschäftigen.

Seit Anfang dieses Monats und bis Ende März findet die staatliche *Wanteraktioun* (WAK) statt, um Obdachlosen während der kalten Jahreszeit Unterkünfte anzubieten. Dazu verfügte nun das zuständige Familien- und Integrationsministerium in einem Rundschreiben *Action Hiver 2018-2019*: „Les personnes sans abris sans pièces d'identité, récemment arrivées (depuis moins d'un an) ont seulement accès au WAK Findel dès que la température tombe la nuit en dessous de -3 degrés C.“ Zum Glück scheinen Menschen ohne Ausweispapiere einige Grad kälteresistenter zu sein als solche mit Papieren. rh.

Patrick Galbats

blog

Personalien

Politik

Politik

Soziales

Gesellschaft

Gemeinden

Raoul Clausse



stammte aus Grevenmacher und war Französischlehrer in der École de commerce et de gestion. In den Achtzigerjahren kaufte er ein Gehöft in Saeul, wo er 2009 Bürgermeister der kleinsten Gemeinde des Landes wurde. Bei den Kommunalwahlen 2011 erhielt er 248 Stimmen von 453 Wählern (*d'Land*, 18.8.2017), vergangenes Jahr sogar 274 Stimmen. Am Dienstag erlag er im Alter von 69 Jahren Komplikationen bei einem chirurgischen Eingriff. rh.

François Bausch,

erster Verteidigungsminister der grünen Partei, die noch 1989 für den Austritt aus der Nato und „aktiven Widerstand“ gegen das Militärbündnis warb, machte am Dienstag einen Antrittsbesuch mit Mittagessen auf dem Herrenberg. Das Koalitionsprogramm sieht eine Steigerung der Militärausgaben vor (Foto: Ema). rh.



Die CSV erneuert

Die CSV verwaltet ihr unerwartetes Wahldebakel unter Spitzenkandidat Claude Wiseler. Nach der Wahl Martine Hansens zur neuen parlamentarischen Fraktionssprecherin soll der Landeskongress am 26. Januar den Parteipräsidenten und den Generalsekretär auswechseln. Dazwischen begann die Partei, die Führung ihrer Unterorganisationen zu erneuern, mit Ausnahme des Zentrumsbezirks jeweils ordentlich vorbereitet ohne Gegenkandidaten. Im Südbezirk machten am Dienstag 97 Prozent der Delegierten den vergangenen Jahr als Bürgermeister von Steinfurt abgewählte Jean-Marie Wirth zum neuen Vorsitzenden und Nachfolger des Abgeordneten Félix Eischen. Am Montag war die Felsler Bürgermeisterin und Parteifunktionärin Natalie Silva mit 61 Prozent der Stimmen gegen den Merscher Schöffen Abby Toussaint zur neuen Präsidentin des Parteibeirzirks Zentrum gewählt worden. Im Nordbezirk war der junge Europaabgeordnete Christophe Hansen vergangene Woche mit 94 Prozent der Stimmen zum Bezirksvorsitzenden und Nachfolger von Martine Hansen gewählt worden. Der Wormeldinger Bürgermeister und Parteifunktionär Max Hengel war mit 96 Prozent der Stimmen im Osten neuer Bezirksvorsitzender und Nachfolger des Abgeordneten und Bürgermeisters von Grevenmacher, Léon Gloden, geworden. Auf dem Kongress der Nachwuchsorganisation wurde am Wochenende Alex Donnersbach, ebenfalls ohne Gegenkandidat, mit 87 Prozent der Stimmen zum neuen CSJ-Präsidenten und Nachfolger von Elisabeth Margue gewählt. rh.

Ball flach halten

Die CSV wirft der Regierung vor, sich um jene Pensionsreform zu drücken, die Claude Wiseler im Wahlkampf für unausweichlich erklärt hatte, und sie will laut Koalitionsprogramm zur „mittel- bis langfristigen Absicherung“ tatsächlich nur „alternative Finanzierungsmodelle studieren“. Aber mehr hatten DP, LSAP und Grüne im Wahlkampf nicht angekündigt. Und da es nicht ausgeschlossen ist, dass Wiselers Drängen auf eine Rentenreform die CSV Wählerstimmen gekostet hat, sind die neu-alten Koalitionäre so schlau, das nur in Aussicht zu stellen, falls die Finanzlage der Rentenkasse sich ändert. Dass das im Laufe der Legislaturperiode geschehen könnte, ist nicht ausgeschlossen. Die Zahl der Rentner wächst, die Ausgaben wachsen auch. Sobald sie beim aktuellen Beitragssatz die laufenden Einnahmen übersteigen, muss laut dem Pensionsreformgesetz von 2012 die am *Renten-dësch* 2001 beschlossene Jahresendzulage wieder abgeschafft und die Anpassung bestehender Renten an die Reallohnentwicklung um mindestens die Hälfte gekürzt werden. Weil das nur durch eine Gesetzesänderung geht, käme es einer kleinen Pensionsreform gleich. Laut Generalinspektion der Sozialversicherung könnte es kurz vor den nächsten Wahlen so weit sein. Kein Wunder, dass die Regierung den Ball flach hält. pf

Nicht adäquat

Einen dringenden Appell haben Médecins du monde, das Comité de surveillance du Sida und 13 weitere Organisationen an die Politik gerichtet: Die bestehenden Instrumente, um Leute ohne Krankenversicherung gesundheitlich versorgen zu können, seien nicht adäquat. Zwar existiert dafür beim Gesundheitsministerium ein Fonds, doch der verlangt Anträge, und die können auch abgewiesen werden. Stattdessen, insistieren die Ärzte und Sozialarbeiter, sollte für die betroffenen Leute ein Recht auf Gesundheitsschutz eingeführt werden wie für CNS-Versicherte. Ihren Schätzungen zufolge sind 1 500 Menschen ohne Krankenversicherung, Obdachlose, abgelehnte Asylbewerber und Haftentlassene etwa. Dass im nach dem Pro-Kopf-BIP zweitreichsten Land der Welt so ein Recht nicht einfach gewährt wird, sei beschämend. pf



Neuer Name



Das 1995 erfundene Ministerium gegen die Benachteiligung der Frauen trug in seiner kurzen Geschichte schon drei verschiedene Namen, ganz abhängig davon, wie konservativ bis liberal der Regierungsfeminismus gerade ist. Von 1995 bis 2004 hieß es Ministère de la Promotion féminine, von 2004 bis 2018 dann Ministère de l'Égalité des chances und seit vergangener Woche Ministère de l'Égalité entre les femmes et les hommes unter Taina Bofferding (LSAP). Der Dachverband der Frauenorganisationen, der Conseil national des femmes du Luxembourg, nannte die Namensänderung am Mittwoch einen Fortschritt, weil sie unmissverständlich sei und über die abstrakte Chancengleichheit hinausgehe, um die faktische Gleichheit anzustreben. rh.

361 Millionen Investitionen

Die rasch wachsende Hauptstadt bleibt ein hoch rentables Unternehmen mit über 4 000 Beamten und Angestellten: Der am Montag vorgestellte Haushaltsentwurf für 2019 sieht ordentliche Einnahmen von 782 Millionen Euro vor bei ordentlichen Ausgaben von 568 Millionen Euro. Geplant sind Investitionen in Höhe von 361 Millionen Euro, 13,7 Prozent mehr als dieses Jahr. Würden sie alle termingerecht verwirklicht, verursachten sie während des Haushaltsjahrs außerordentliche Ausgaben von 318 Millionen Euro, die weitgehend aus den laufenden Einnahmen ohne Darlehen bestritten werden können. Unter dem Strich schließt der Haushalt zwar mit einem Fehlbetrag von 54 Millionen Euro ab. Aber vergangenes Jahr sah der Haushalt ein vergleichbares Defizit von 51 Millionen Euro vor, das Jahr endete dann aber mit einem Überschuss von 18 Millionen Euro. rh.



Das erste Land der Welt

Romain Hilgert

„Unsere gegenwärtige Lage erlaubt es uns“, denn „die öffentlichen Finanzen sind gesund“. So wies Premierminister Xavier Bettel (DP) am Dienstag in seiner Regierungserklärung vor dem Parlament Einwände zurück, das neue Koalitionsabkommen von DP, LSAP und Grünen sei zu gewagt, zu freigiebig, zu teuer (S. 27).

Doch die liberale Sparkoalition von 2013 hatte nach eigener Darstellung mit ihrem *Zukunftspak*, einer kopernikanischen Wende in der Haushaltspolitik und einer günstigen Wirtschaftskonjunktur „das Terrain vorbereitet“ (S. 27), um nun während der kommenden fünf Jahre das „Erfolgsmodell Luxemburg weiter stärken zu können“ (S. 26). Anders als 2013 kam das Thema Haushaltspolitik zum Schluss der Regierungserklärung, und LSAP-Fraktionssprecher Alex Bodry machte sich am Mittwoch auch keine Sorgen, wenn die Regierung statt eines laut Maastrichter Kriterien erlaubten Defizits „ab 2020 mit einem neuem mittelfristigen Haushaltsziel von +0,25, eventuell +0,50 Prozent rechnen“ müsse.

Vergangene Woche unterzeichneten die drei Parteien das Koalitionsabkommen, das Ressort um Ressort die Einzelmaßnahmen auflistet, die während der Legislaturperiode ergriffen werden sollen. Diese Woche versuchte der Premier in seiner Regierungserklärung, aus den Einzelmaßnahmen eine Geschichte zu stricken, ein kohärentes politisches Projekt der unverhofft doch noch zu einer Mehrheit und einer zweiten Legislaturperiode gekommenen Koalition.

Also erzählte Xavier Bettel von der internationalen Aufmerksamkeit, die das Erfolgsmodell Luxemburg in den vergangenen Tagen mit der Ankündigung auf sich gezogen habe, dass „Luxemburg das erste Land der Welt“ werde, wo in einem Jahr jeder kostenlos Bus, Straßenbahn und Eisenbahn fahren könne. Das kühne Versprechen soll nicht nur wahlweise die Haushalte entlasten oder die Umwelt schützen, sondern auch die Nation branden.

Luxemburg sei auch „eines der ersten Länder, das sich eine tiefgreifende Strategie im 5G gab“ (S. 12), der Handynorm, mit der Kühlschränke und Autos untereinander telefonieren können. Bei FinTech, die erlauben soll, über Handy ein Darlehen für den Kühlschrank aufzunehmen, und Blockchain zur Verschlüsselung der Buchführung werde Luxemburg „seinem Ruf als First Mover“ (S. 13) gerecht, versprach Xavier Bettel.

Im digitalen Bereich wolle man zu „einem Leader in der Welt gehören“ (S. 11), den „Rahmen schaffen für weitere Innovationen auf Weltspitzenniveau“ (S. 12). Als „Vorreiter im digitalen Bereich“ werde Luxemburg sogar „die sogenannten

E-Sportarten in Zukunft anerkennen“, Videospiele als athletische Disziplin.

In drei Jahren schaue dann „der Rest der Welt auf Luxemburg“, wenn „Esch 2022 europäische Kulturhauptstadt“ werde (S. 21). Bei der Transparenz und Bürgerbeteiligung soll Luxemburg ebenfalls „ein internationaler Vorreiter werden und sich positiv von seinen Partnern in Europa abheben“ (S. 23). Denn das Regierungsprogramm zeuge von „einer Politik, die Luxemburg und seine Rolle in der Welt stärkt“ (S. 28). Selbstverständlich soll Luxemburg auch einer der ersten Staaten werden, der den Europatag am 9. Mai zum gesetzlichen Feiertag erklärt. Die Regierung scheint das Geschäftsmodell der Unternehmensberater zu ihrem Weltbild gemacht zu haben und politischen Erfolg nur noch am nationalen Ranking im globalen Wettbewerb zu messen.

Nicht nur Bus und Bahn werden kostenlos, „der Cannabis wird in dieser Legislaturperiode aber auch allgemein legalisiert“, um „den Markt aus der finsternen Ecke herauszuholen und damit die Leute zu schützen, die Cannabis konsumieren“ (S. 19). Überhaupt habe die Regierung „in den letzten Jahren viel daran gearbeitet, um aus den grauen und finsternen Ecken herauszukommen und als innovatives, weltoffenes und modernes Land angesehen zu werden“ (S. 11).

In den USA, in Großbritannien, in Italien und nunmehr in Frankreich scheitert gerade, was die amerikanische Philosophin Nancy Fraser einen fortschrittlichen Neoliberalismus nennt, die Verbindung einer Entfesselung der Marktkräfte und des Finanzkapitals mit einer ökologischen, multikulturellen, feministischen und minderheitenfreundlichen Politik, die eine massive Umverteilung von unten nach oben vergessen lassen soll. Da kommen DP, LSAP und Grüne und versprechen, in den kommenden fünf Jahren den untergehenden „fortschrittlichen Neoliberalismus“ hierzulande auf einen neuen Höhepunkt zu treiben, die lokale Koalition von anonymen, ausländischen Kapitalbesitzern über die Kompradourbourgeoisie von Steuerberatern und Geschäftsanwälten bis hin zu umweltbewussten Kleinbürgern.

Denn nach dem Scheitern des legislativen Ausländerwahlrechts und der ökonomischen Disziplinierung 2015 siegte der fortschrittliche Neoliberalismus bei den Wahlen über die CSV, die in einem unerwarteten Debakel endete, und über die ADR, die ihren großen Durchbruch verpasste. Im Gegensatz zu den Nachbarländern konnte er sich als Versprechen einer glücklichen Globalisierung behaupten, weil Luxemburg wie kaum ein anderer Staat von der Entfesselung der Finanzmärkte profitierte. Sogar in solchem Maß, dass das *Trickle down* ausreichend Mittel



Premier Xavier Bettel (DP) erklärt seine Regierung

übrigblässt, um Neoliberalismus für den Exportmarkt und rechten Keynesianismus für den Binnenmarkt nebeneinander zu organisieren: Auf der allerletzten Seite seiner Regierungserklärung erinnerte sich der liberale Premierminister noch schnell in einem Satz an die nicht so kosmopolitischen subalternen Klassen, für die „die Erhöhung des Mindestlohns und die Entlastungen bei der Kinderbetreuung, dem öffentlichen Transport“ vorgesehen seien.

LSAP-Sprecher Alex Bodry musste deshalb betonen, dass die Mindestloohnerhöhung seit der Unterzeichnung des Koalitionsabkommens „eine Politik der ganzen Regierung“ geworden sei, die den *Working poor* zugutekomme und sich auf „die ganze Lohnskala“ auswirke. Doch „innovativ, weltoffen und modern“ durfte die geschwächte Sozialdemokratie nicht mehr sein, Rifkin und Asteroidenbergbau waren in der Regierungserklärung keine Erwähnung mehr wert. Der OGBL machte nach der Sitzung seines Nationalvorstands am Dienstag keinen Hehl aus seiner Zufriedenheit mit dem Koalitionsprogramm.

Die Unternehmerlobbys zieren sich, der OGBL ist zufrieden

Dafür äußerten sich die Sprecher der Unternehmerlobbys eher missmutig. Sie hatten sich 2013 etwas Anderes von einer liberalen Koalition erwartet und hätten nun eine CSV/DP-Regierung

bevorzugt, weil sie das *Trickle down* für übertrieben halten. Dabei stellte der Premier in seiner Regierungserklärung sogar eine Umverteilung von der Grundrente zum Kapital in Aussicht, denn die hohen Wohnungspreise seien „ein Faktor, der mögliche Investitionen in Luxemburg bremst. Ein Betrieb muss seinen Mitarbeitern außergewöhnlich hohe Löhne zahlen, weil durch das Wohnen das Leben bei uns teuer ist“ (S. 6), was manchen Investor abschrecke.

Der Opposition ging es nicht besser. Die Rechte von CSV bis ADR hatte bei den Wahlen kein Kapital aus der Wachstumsdebatte ziehen können, aus der Warnung, dass die Grenzpendler die Luxemburger Kultur und Umwelt bedrohten. Weil die CSV in einer veränderten Gesellschaft nicht mehr die reaktionären Pfaffen abgeben will, sehnt sie sich danach, auch für das Versprechen einer glücklichen Globalisierung stehen zu können.

So schien die CSV am Mittwoch im Parlament entwaffnet: Mangels politischer Alternative mälte die neue CSV-Fraktionssprecherin Martine Hansen schwerfällig an der Form herum, nannte das Koalitionsprogramm neidisch ein „Schönwetterpaket“, das durch Wirtschaftswachstum gegenfinanziert werden müsse, und tischte konservative Volksweisheiten wie „den Apell für den Duuscht“ als Finanzpolitik auf. Sie traute sich aber nicht, den kostenlosen öffentlichen Transport oder die kostenlose Betreuung in den *Maisons relais* abzulehnen.

Der haushaltspolitische Sprecher der CSV, Gilles Roth, verteidigte nicht einmal das Sakrament der Ehe, sondern nannte die geplante Abschaffung der Steuerklassen „verlockend und modern“ – wenn auch leider unrealistisch. Um dann einen Antrag einzubringen, damit die von einem CSV-Finanzminister erfundene Steuerklasse 1a entschärft werde. Als es hieß, dem fortschrittlichen Neoliberalismus einen konservativen und autoritären mit Sicherheit und Disziplin, Familienwerten und Religionsunterricht entgegenzusetzen, hatte Martine Hansen nicht einmal den Mut, die Legalisierung von Cannabis abzulehnen. Legales Kiffen sei „nicht unbedingt eine Priorität für die CSV“, meinte sie, warnte vor einer „Banalisierung“ der Droge und mahnte zur Vorsicht.



Die Abgeordneten der CSV



Die Abgeordneten Tess Burton (LSAP), Djuna Bernard (Grüne) und Carole Hartmann (DP)

Kühn verspricht die liberale Koalition in ihrer Regierungserklärung eine glückliche Globalisierung, neidisch warnt die konservative Opposition, bloß vorsichtig zu sein

La cacophonie des nations



Patrick Galsbas

Clôture à la frontière hongroise

josée hansen

Doyen Après quatorze ans comme ministre des Affaires étrangères du grand-duché, le socialiste Jean Asselborn est le doyen du Conseil européen, un des plus confiants en une Europe des valeurs, un de ceux que les médias internationaux aiment à interviewer pour lui arracher l'une ou l'autre petite phrase ravageuse sur un confrère européen et que les organes multilatéraux citent pour défendre leurs politiques. Ce lundi 10 décembre, journée internationale des droits de l'homme, il était à Marrakech au Maroc pour l'adoption symbolique, par acclamation, du *Pacte mondial pour des migrations sûres, ordonnées et régulières* – une acte de signature technique doit avoir lieu à New York mercredi prochain. Marrakech devait être une fête, une célébration comme Paris pour le climat, une occasion lors de laquelle la communauté internationale devait prouver son attachement aux valeurs humanistes dans la grande crise migratoire du monde, et défendre son engagement pour sauver des vies humaines et enrayer les trafics d'êtres humains.

À l'arrivée, cette même communauté n'a fait que prouver ses désaccords. « Monsieur Jean Asselborn, Ministre des affaires étrangères du Luxembourg, a (...) regretté les 'retraits et désaffections' de plusieurs pays, dont des États membres européens 'qui ont empêché l'Union [de faire] entendre sa voix comme il sied dans un dossier qui la concernait tant', au risque 'de vendre son âme et ses valeurs fondamentales' », est-il cité dans le communiqué de presse officiel de l'Onu. La chancelière allemande Angela Merkel, qui s'était empressée de faire le voyage pour signifier l'engagement de l'Allemagne pour la cause, est également citée : « Madame Angela

Si autant de pays européens freinent des quatre fers sur la question d'un pacte symbolique pour les droits humains, c'est aussi parce que les élections européennes approchent et que les partis populistes et d'extrême-droite aimeraient récupérer la grogne de ceux qui ont peur du déclassement social

Merkel a renchéri, s'inscrivant en porte-à-faux par rapport à ceux qui tentent de discréditer le Pacte en disséminant des 'informations fallacieuses' avant même son adoption », continue le communiqué. À l'arrivée, 130 des 193 pays de l'Onu seulement étaient présents lundi.

L'Europe surtout a fait piètre figure, un tiers de ses États-membres s'étant désistés : Après les États-Unis de Donald Trump en 2017 déjà, la Hongrie s'en était retirée, mais aussi l'Autriche, qui pourtant assure actuellement la présidence du conseil de l'UE, la Pologne, la Lettonie, la Slovaquie, la République tchèque. La Bulgarie, l'Estonie, l'Italie et la Slovaquie ont demandé un répit, voulant d'abord organiser des consultations internes avant une éventuelle signature. Le Premier ministre belge Charles Michel a perdu sa majorité en cours de route, le N-VA flamand, opposé au pacte, ayant quitté le gouvernement. Mais Michel s'est rendu à Marrakech malgré tout, pour prouver l'attachement de la Belgique aux droits des migrants, et Jean Asselborn a profité de son discours au Maroc pour le féliciter de son courage.

Human Flow En 2015, le monde a connu une crise migratoire sans précédent depuis la fin de la Deuxième Guerre mondiale, l'Europe accueillant plus d'un million de réfugiés originaires de Syrie surtout, mais aussi d'Afghanistan, d'Irak ou de la Corne de l'Afrique. Les morts en mer Méditerranée se comptaient par dizaines de milliers. Alors même que la Grèce et l'Italie, premiers pays que les réfugiés foulaient des pieds, dépassées par les défis d'un accueil digne, appelaient leurs collègues européens à la solidarité, Victor Orbán ferma

les frontières de la Hongrie, pays de transit vers l'Allemagne, dont le « Wir schaffen das » d'Angela Merkel avait signifié la générosité d'un pays assez riche pour se la permettre.

Choqués par les images de mort, de misère et de désespoir et emmenés par le volontarisme de Barack Obama à la tête des États-Unis, les 193 pays de l'Onu adoptèrent à l'unanimité, le 19 septembre 2016, la *Déclaration de New York pour les réfugiés et les migrants*. Une déclaration par laquelle ils expriment « leur profonde solidarité avec toutes les personnes qui ont été contraintes de fuir ». Ou réaffirment « leur obligation de respecter pleinement les droits fondamentaux des réfugiés et des migrants ». La déclaration ouvrait la voie vers l'élaboration de deux pactes symboliques : le premier pour sur les réfugiés (qui, paradoxalement, a été adopté sans grande polémique) et le deuxième, donc, « pour des migrations sûres, ordonnées et régulières ». Mais entre septembre 2016 et maintenant, le monde semble avoir sombré dans le chaos, les idéalistes ayant fait place aux populistes de tous bords, qui contestent tout ce qui peut ressembler à un droit pour les plus faibles.

Au Luxembourg, où le chaos du monde s'exprime comme toujours en format miniature, le député ADR Fernand Kartheiser avait demandé un hearing à la Chambre afin de discuter le pacte et ses implications (qu'il craint forcément négatives) pour le Luxembourg. Lors de ce débat, qui s'est tenu en petit comité jeudi dernier, 6 décembre, il était pourtant le seul sceptique, les autres partis, y compris les Pirates (liés par un groupe technique à l'ADR), ayant rappelé leur attachement à l'idée d'un Luxembourg et d'une Europe ouverts et accueillants. Sur les réseaux sociaux, l'initiative de Fred Keup, Wee 2050, grande opposante au droit de vote pour non-Luxembourgeois lors du référendum de 2015, a tenté de semer la panique, sur le crédo du « on ne nous dit pas tout ». Et trois personnes, dont un ex-candidat aux communales de l'ADR et un militant politique aux sympathies affirmées pour l'idéologie d'extrême-droite, ont déposé trois pétitions publiques au Parlement demandant que soit stoppé le pacte migration ; toutes les trois sont en examen de recevabilité. En amont du hearing, l'Association de soutien aux travailleurs immigrés (Asti) a mis en garde devant une « dérive identitaire » et cria alarme : « Donner la possibilité aux phantasmes xénophobes des populistes de se faire entendre, c'est leur offrir une plateforme idéale pour diffuser leurs idées qui sèment la méfiance et la haine. » Le débat pourtant fut des plus civilisés, le CSV ayant préféré une assemblée plus large et l'ancien ambassadeur Kartheiser reprenant les thèses sur la confusion qui serait volontairement semée pour aveugler les peuples et mettre en péril la souveraineté des pays sur une question aussi essentielle que les migrations, qui seraient vues de façon unilatéralement positive.

Que dit le pacte ? Ce *Pacte mondial pour des migrations sûres, ordonnées et régulières* a été élaboré en deux ans de discussions et de négociations entre d'innombrables politiques et fonctionnaires. Fort de 41 pages dans sa version française, il réitère des engagements pris à New York et dont beaucoup sont déjà consignés dans des textes plus contraignants que ce papier symbolique. Il vise 23 objectifs, dont la plupart semblent du pur bon sens, comme « sauver des vies » (8), « lutter contre les facteurs négatifs et les problèmes structurels qui poussent les personnes à quitter leur pays d'origine » (2), « faire en sorte que les filières de migration régulière soient accessibles et plus souples » (5) ou « éliminer toutes les formes de discrimination » (17). Si Fernand Kartheiser demande donc, en unison avec toutes les voix extrêmes-droites en Europe, une « immigration choisie et non une immigration subie », c'est

exactement ce que vise ce pacte, en plaçant pour l'ouverture de filières de migration régulière.

Intérêts économiques Le Luxembourg a connu en 2017 un solde migratoire positif de 10 548 personnes (chiffres : Statec), essentiellement des Français, des Italiens et des Portugais (dans cet ordre). Les ressortissants de pays tiers, africains et autres, ne représentent que quelque 3 000 personnes, ce sont pour beaucoup des demandeurs de protection internationale. Le grand-duché a toujours besoin de main d'œuvre étrangère, et si la proportion de non-Luxembourgeois atteint désormais 47,7 pour cent, cela constitue surtout un défi pour l'intégration et la participation politique d'une population de plus en plus hétérogène. En des temps économiquement moins glorieux, à la fin des années soixante du dernier siècle encore, le solde migratoire était négatif. C'est bêtement mécanique : le travail attire, l'absence de travail fait fuir. Aujourd'hui encore des Luxembourgeois émigrent, comme ces enfants de bonne famille qui partent étudier aux meilleures universités des États-Unis. Et de nombreux ressortissants luxembourgeois vivent et travaillent à l'étranger, ce qui est souvent vu comme une preuve de réussite.

Le gouvernement Bettel/Schneider/Braz II souligne dans son accord de coalition que « l'immigration légale vers le Luxembourg doit être organisée de manière cohérente et dynamique » et que « l'immigration doit continuer à servir les intérêts économiques nationaux ». Les migrations non-choisies sont notamment celles des réfugiés, qui profitent d'une protection particulière pour laquelle le Luxembourg s'est engagé avec sa signature, par exemple de la Convention de Genève. Les 1 698 nouveaux demandeurs de protection internationale de cette année, qui viennent surtout d'Érythrée, de Syrie, d'Irak et d'Afghanistan, ne constituent qu'une partie infinitésimale du mouvement global des populations qui traversent actuellement la planète : le Haut commissariat aux réfugiés de l'Onu recense 68,5 millions de personnes déplacées de par le monde, dont 25,4 millions de réfugiés et 3,1 millions de demandeurs d'asile. 85 pour cent de ces migrants sont accueillis dans des pays en voie de développement.

Peur du déclassement Si autant de pays, notamment européens, freinent des quatre fers sur la question d'un pacte symbolique pour les droits humains, c'est aussi parce que les élections européennes approchent et que les partis populistes et d'extrême-droite aimeraient récupérer la grogne de ceux qui ont peur du déclassement social. Quel meilleur bouc émissaire que l'Autre lorsqu'il s'agit de défendre son emploi et son pouvoir d'achat ? Il suffit de voir la confusion qui s'opère dans les mouvements des Gilets jaunes en France, dont certains font l'amalgame entre perte du pouvoir d'achat et migration. La société Botswatch, citée par *Spiegel online*, a recensé une activité extrêmement élevée de *social bots*, des algorithmes propageant de la propagande négative sur le sujet – jusqu'à 2 000 faux comptes Twitter par heure –, pour influencer l'opinion publique. Cette campagne de désinformation veut faire croire que l'Onu tenterait de s'immiscer dans des affaires internes des pays pour imposer des migrations, que la souveraineté des États serait menacée ou que le pacte limiterait la liberté d'expression en interdisant les opinions négatives... autant de thèses complotistes et de désinformation que l'on entend depuis plusieurs années sur tous les grands sujets transnationaux. À l'ère des replis identitaires et du Brexit, l'Onu a voulu statuer un symbole fort. Dans sa manière de s'y prendre – comme des technocrates retranchés dans leurs beaux bureaux –, elle a oublié de prendre en compte la réalité politico-économique de ce début du XXI^e siècle.

L'Onu voulait statuer un symbole en faisant adopter son *Pacte mondial pour les migrations* par acclamation à Marrakech lundi. Le Luxembourg y était, mais les populismes ont gâché la fête

Le cas des Luxembourgeois en France

Les internés civils de la Première Guerre mondiale

Le nouveau livre de Jim Carelli, élu meilleur mémoire de Master 2 par la Fondation Robert Kriepps, révèle un aspect inconnu de la Première Guerre mondiale. Durant cette guerre, des milliers de civils étrangers, dont plus de 431 Luxembourgeois, furent retenus dans des camps de concentration français et privés

de liberté du simple fait d'être étrangers dans un pays en guerre. Jim Carelli, né en 1993, a étudié l'histoire à l'Université du Luxembourg et à la Friedrich-Wilhelms Universität à Bonn de 2012 à 2017, études qu'il a terminées avec un master en histoire européenne contemporaine.

Le livre de 376 pages richement illustrées est disponible en librairie au prix de 29 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 485757-32, courriel land@land.lu ou fax 496309.



Bildungsminister Claude Meisch (DP) will die öffentlichen Europaschulen weiter ausbauen

Europa für alle

Ines Kurschat

Die Internationale Schule in Differdingen (EIDE) ist eine Baustelle. Das ist nicht pädagogisch gemeint, denn das Konzept der Europaschulen, auf dem die Schule im Viertel direkt hinter dem schmucken Science Center aufbaut, hat sich seit den 1950-ern bewährt. Sondern konkret: Das Gebäude, in dem Schüler der Oberstufe ab 2020 unterrichtet werden soll, ist ein Rohbau. Ein Gebäude steht bereits, in dem sind Schulklassen sowie Büros von Direktor Gérard Zens und Vizedirektorin Elisabeth Da Silva untergebracht. Insgesamt besuchen 313 Mädchen und Jungen die Klassen der Grundschule und 340 die der Sekundarstufe.

„Wir sind eine öffentlich Schule, die offen ist für alle und die, wie die anderen Schulen, auf Mehrsprachigkeit aufbaut“, betont Gérard Zens. Der ehemalige Leiter der Abteilung Sekundarschulen im Bildungsministerium verweist auf den Lehrplan: Eine Schülerin wählt eine Erstsprache, die sie in den kommenden Jahren wie eine Muttersprache lernt. Das kann Deutsch sein, Französisch, Englisch oder Portugiesisch, sowie eine Zweitsprache (EN, FR, DE). Dazu kommt die Unterrichtssprache für die Fächer neben dem Sprachunterricht: Zur Wahl stehen Englisch und Französisch. Wer also Englisch wählt, wird Geografie oder Mathe auf Englisch haben. Auf der Sekundarstufe kommt eine dritte Sprache (EN, FR, DE, PT) hinzu. Luxemburgisch ist für alle verpflichtend.

Die Mehrsprachigkeit ist seit jeher Dreh- und Angelpunkt dieses Schultyps, der mit dem Europäischen Abitur endet, das wiederum Zugang zu den Universitäten in allen EU-Mitgliedstaaten erlaubt. Die erste Europaschule wurde von den Ländern der Europäischen Gemeinschaft und der Luxemburger Regierung im Herbst 1953 auf dem Kirchberg gegründet. Ziel war es schon damals, Kinder mehrsprachig und multikulturell zu erziehen. Aber nicht irgendwelche: Den Gründern, hochrangige EU-Beamte, ging es darum, Schützlingen von Angestellten der diversen EU-Institutionen ein Schulangebot zu machen, das der besonderen Sprachsituation der Kinder, die aus den Mitgliedstaaten der EU stammten, gerecht würde. Damals sei der Luxemburger Lehrplan mit seiner Mehrsprachigkeit Vorbild gewesen, sagt Gérard Zens nicht ohne Stolz. Eine Triebfeder war und sei es weiterhin, „europäische Bürger“ auszubilden, mit Menschen aus verschiedenen Nationen zu kommunizieren. An der Europaschule auf dem Kirchberg und in Mamer gibt es verschiedene Sprachabteilungen. Wer eine Europäische Schule verlässt, spricht am Ende mindestens drei Sprachen fließend.

Das soll auch in Differdingen so sein. Einziger Unterschied: Anders als bei herkömmlichen Europaschulen müssen Eltern, die ihre Kinder nach Differdingen oder zur Zweigstelle in Esch-Alzette schicken, kein Schulgeld bezahlen. Dass der Staat per Vertrag eine öffentliche Europaschule einrichten kann, ist Ergebnis der Erfolgsgeschichte der „Schola europaea“: Nachdem die Schule sich großer Beliebtheit unter EU-Beamten erfreute und Bewerbungs- und Wartelisten immer länger wurden, wurde sie, gegen entsprechendes Entgelt, für Kinder von Angestellten internationaler Firmen geöffnet. Als dritte Etappe folgte die Einrichtung staatlicher Ableger. In Berlin öffnete die erste staatliche Europaschule 1992.

In Luxemburg sieht der liberale Bildungsminister Claude Meisch (DP) in den europäischen Schulen ein Eckstein seiner Bestrebungen, das Schul- und Sprachenangebot landesweit zu diversifizieren: „Unterschiedliche Schulen für unterschiedliche Kinder“ ist sein bildungspolitisches Motto, an dem er auch in der zweiten Legislaturperiode festhalten will. Im Koalitionsvertrag ist eine weitere öffentliche Schule nach europäischem Vorbild angekündigt, nach beschlossenen Klassen in Differdingen, Esch-Alzette, Bad Mondorf, Clerf und Junglinster dann demnächst in der Hauptstadt.

Dagegen sträubt sich vor allem die Lehrer-Gewerkschaft SEW-OGBL, die mit dem Minister seit längerem über Kreuz liegt und gegen dessen Di-

Es muss englisch- und französischsprachige Berufsausbildungen geben, um Absolventen der internationalen Schulen gleiche Karrierechancen zu bieten wie Absolventen der Regelschulen

versifizierungsansatz auf Konfrontation geht. Dass unter Meisch immer mehr Schulen entstehen, deren Lehrpläne aus dem Ausland kommen, also nicht von hiesigen Programmkommissionen und mit Unterstützung des Bildungsministeriums entwickelt werden, stößt den Gewerkschaftern auf. Sie werfen Meisch vor, die Privatisierung und Neoliberalisierung der öffentlichen Schule voranzutreiben, ohne dabei die längerfristigen Folgen für das Schul- und Ausbildungssystem zu bedenken.

„Unsere Programme sind nicht privat, sondern für alle einsehbar“, unterstreicht dagegen Zens. Der Luxemburger Staat hat wie die anderen Mitgliedstaaten einen Sitz im Höheren Rat in Brüssel, der über Ausrichtung, Organisation und Finanzen der Europaschulen entscheidet. Die Inhalte der Lehrpläne be-

stimmt Luxemburg also mit. Zudem ist Luxemburg über zwei Inspektoren, einen für die Grundschule und einen für die Sekundarstufe, an der Supervision der Umsetzung der pädagogisch-didaktischen Inhalte beteiligt.

„Wir müssen in einem Europa, das zusammenwächst und wo die Arbeit ein, wenn nicht *der* entscheidende Mobilitätsfaktor ist, Schulangebote machen, so dass Eltern ihre Kinder mitnehmen und sie die Schule vor Ort besuchen können. Außerdem müssen wir die Kinder auf einen internationalen Arbeitsmarkt vorbereiten“, ist Zens überzeugt. Viele, die die europäischen Klassen in Differdingen und Esch-Alzette besuchen, seien Kinder, deren Eltern in Luxemburg eine Anstellung gefunden haben. Um wirtschaftlich weiter zu wachsen, um die Digitalisierung voranzutreiben, um Fintech und Forschung auszubauen, braucht Luxemburg Fachkräfte aus der ganzen Welt. Und die bringen Kinder mit oder bekommen sie.

Andere wiederum finden sich im herkömmlichen Luxemburger Schulsystem mit der starken Betonung des Deutschen oder des Französischen nicht zurecht. „Wir versuchen diese Diversität positiv zusammenzuführen. Mit dem flexiblen Sprachenunterricht sollen sie am Ende der Schullaufbahn ein quasi äquivalentes Niveau erreichen“, betont Elisabeth Da Silva. Das diversifizierte Sprachangebot sei auch Ergebnis dessen, dass immer mehr Schüler ins Ausland abwanderten. Die Gefahr, dass portugiesische Europaschüler sich über die Fächerwahl Portugiesisch, Französisch und Englisch den Weg in den öffentlichen Dienst dauerhaft versperren können, sieht sie eher nicht. „Es gibt andere aussichtsreiche Tätigkeitsfelder außerhalb des Staatsdienstes“, so die Vizedirektorin.

Die von den Gewerkschaften geäußerte Sorge, die internationalen Schulangebote könnten die große soziale Segregation des Luxemburger Bildungssystems weiter verschärfen, in dem Kinder aus ärmeren Familien deutlich schlechtere Bildungschancen haben, teilt Direktor Zens nicht: „Rund 20 Prozent unserer Schüler bekommen Studienbeihilfen. Da kann niemand ernsthaft behaupten, bei uns gebe es keine soziale Mischung.“

Ob das Europaschulmodell sozial benachteiligend wirkt, wird sich zeigen müssen. Das hängt nicht nur vom Einzugsbereich der Schule ab, also wer die Schule besucht, sondern auch von Hilfsangeboten, die die Lehrkräfte leistungsschwachen Schülern anbieten. Die EIDE ist eine Ganztagschule, Hausaufgaben und Förderkurse sollen im Prinzip während der Schulzeit erledigt sein. „Das kommt Eltern entgegen, die mit der Hausaufgabenbetreuung daheim überfordert sind“, so Da Silva.

Die staatlichen Europaschulen in Berlin wurden 2012 umfassend wissenschaftlich evaluiert. Demnach war der sozioökonomische Hintergrund der Europaschüler nur an Einzelschulen besser (mit Englisch und Französisch als Unterrichtssprache, weil diese Angebote eher von Kindern besser gestellt Familien wahrgenommen wurden) als an Regelschulen; für andere galt das aber nicht. Auch sind keine „Ghettoschulen“ mit Ausländerkindern entstanden, wie Kritiker befürchtet hatten. Im Gegenteil: Schüler nicht-deutscher Herkunft waren besser integriert, ihr Ansehen und ihre Einbindung in den Klassenverband und in die Schulgemeinschaft gelang an den staatlichen Europaschulen deutlich besser als an den Regelschulen.

Der Differdinger Bürgermeister Roberto Traversini hatte darauf bestanden, dass ein Teil der EIDE-Schüler aus der Gemeinde kommen sollte. Das klappt wohl, wie eine parlamentarische Anfrage der CSV-Abgeordneten Martine Hansen zeigt: Die drei stärksten Schülergruppen sind Franzosen und Luxemburger, gefolgt von Portugiesen.

Das heißt nicht, dass die soziale Herkunft nicht doch ein entscheidender Faktor in der Schullaufbahn bleiben wird: Um sich bewerben zu können, müssen Eltern das Angebot kennen. Während besser gestellte Eltern oft bewusst die Schule für ihr Kind auswählen, ist das bei anderen nicht immer der Fall: Weil sie das luxemburgische Schulsystem nicht durchblicken, weil sie die Bedeutung von Bildung nicht verstehen – oder weil sie schlichtweg keine Zeit haben, um sich um eine optimale Schule für ihr Kind zu kümmern. Die französischsprachige Plattform www.mengschoul.lu will bei der Orientierung helfen, ist aber etwas schwerfällig.

Egal, welche öffentliche Schule ein Kind besucht: Eltern sollten wissen, welche Möglichkeiten mit dem jeweiligen Abschluss verbunden sind. Wichtig ist, über die Schulzeit hinauszublicken: Im Handwerk dominieren deutschsprachige Lehrberufe. Die Sprachlücke im Angebot der beruflichen Ausbildungen besteht nicht erst seit gestern, offenbar bereitet es große Probleme, mehr auf Französisch anzubieten. Auch muss es englischsprachige Ausbildungsgänge geben, damit Schüler der internationalen Schulen den Übergang ins Berufsleben meistern können, ohne das Land wechseln zu müssen. Bildungsminister Claude Meisch hat nun weitere fünf Jahre, um hier etwas Kohärentes aufzubauen.



Jungen und Mädchen der Sekundarstufe der Internationalen Schule in Differdingen



France

Une crise en suspens



Une filiale de Starbucks à Paris après la manifestation des gilets jaunes

Emmanuel Defoulouy, Paris

Il y avait de l'électricité dans l'air, lundi soir 10 décembre, peu avant le discours télévisé d'Emmanuel Macron. Une attente pleine de défiance ou d'espoir, selon les uns ou les autres, mais souvent mêlée d'incertitude et d'angoisse, car le pouvoir avait vacillé la semaine précédente et la situation avait semblé pouvoir dégénérer ou basculer dans l'inconnu.

Après un mois de crise liée au mouvement des « gilets jaunes », l'enjeu pour le président de la République n'était pas moins que de sauver son quinquennat. Une allocution comparée par les historiens à celle du général de Gaulle, fin mai 1968. Plus de 23 millions de

télespectateurs ont suivi cette « adresse à la nation », une audience historique comparable à une finale de Coupe du monde de football jouée par les Bleus. Un record même pour un discours politique, dépassant celui de François Hollande après la tuerie de *Charlie Hebdo*.

Il faut dire que la journée de manifestations du samedi 8 décembre avait été hors norme. Auparavant, l'exécutif avait sonné l'alarme. L'Élysée craignait que des milliers de personnes viennent « pour casser et pour tuer ». « Certains veulent renverser le pouvoir », affirma le gouvernement. « Ces trois semaines ont fait naître un monstre qui a échappé à ses géniteurs », déclara le ministre de l'Intérieur Christophe Castaner, en présentant le dispositif prévu : douze blindés déployés à Paris, 89 000 membres des forces de l'ordre dans tout le pays.

Avec 136 000 manifestants décomptés, il y eut donc deux policiers derrière chaque groupe de... trois personnes dans la rue. Près de 2 000 interpellations ont eu lieu dans tout le pays, dont 1 150 dans la capitale. Résultat : une « crise sécuritaire endiguée » selon les commentateurs, malgré des dégâts nombreux à Paris, Bordeaux, Toulouse ou Saint-Etienne. Et un prix humain élevé : 320 blessés au total contre 234 le samedi précédent, dont un homme à la main arrachée par une grenade policière et une femme de vingt ans qui a perdu son œil gauche dans un tir de flash-ball.

« Nous ne reprendrons pas le cours normal de nos vies », a convenu le président lors de son discours. La « colère est (...) profonde, je la ressens comme juste à bien des égards », « ce sont quarante années de malaise qui resurgissent » et il y a désormais « une urgence économique et sociale », a-t-il déclaré, reconnaissant aussi qu'il lui était « arrivé de blesser certains » par ses propos. Pour tenter d'éteindre la colère sur le pouvoir d'achat, Emmanuel Macron a pris plusieurs mesures devant entrer en vigueur au 1^{er} janvier 2019 : défiscalisation des heures supplémentaires (plébiscitée ensuite par 85 pour cent des Français sondés), annulation de la hausse de la CSG pour les retraités gagnant moins de 2 000 euros par mois, augmentation de cent euros par mois de la prime d'activité pour les salariés modestes. Le tout pour un coût estimé entre huit et dix milliards d'euros, qui pourrait alourdir le déficit à 3,5 pour cent du PIB l'an prochain. Le président a aussi annoncé un débat national à venir sur plusieurs thèmes dont la transition énergétique, le logement, la contribution des hauts revenus et des grandes entreprises, le vote, ou encore « l'identité profonde » du pays et « l'immigration ».

Pour tenter d'éteindre la colère sur le pouvoir d'achat, Emmanuel Macron a pris plusieurs mesures devant entrer en vigueur au 1^{er} janvier 2019

Ce faisant, il semble avoir en partie atteint l'objectif qu'il s'était certainement fixé : désarmer l'opinion publique, longtemps très favorable aux « gilets jaunes », de la minorité de quelques dizaines de milliers de personnes occupant quotidiennement les ronds-points. Selon les sondages, les Français sont en effet désormais partagés à parts égales, les sympathisants de droite privilégiant le retour à l'ordre, ceux de gauche appelant à la poursuite de la mobilisation pour un « acte V » le 15 décembre.

Reste que les « gilets jaunes » eux-mêmes paraissent peu enclins à s'arrêter. Beaucoup ont en effet dénoncé un discours en « trompe l'œil », auquel manquait notamment la réindexation des retraites sur le coût de la vie et une contribution des plus riches à l'effort commun (l'impôt sur la fortune n'ayant pas été réintroduit). D'ailleurs Emmanuel Macron n'entend « pas changer de cap », même s'il n'a pas prononcé cette formule désormais honnie par les manifestants, assurant vouloir mener à bien les réformes controversées de l'État, de l'indemnisation du chômage et des retraites. Ce fut donc, à en croire le journal *Le Monde*, « un vrai-faux tournant ».

L'attaque qui a fait au moins trois morts mardi soir 11 décembre dans le centre touristique de Strasbourg, et qu'il est encore trop tôt de qualifier de « terroriste », peut-elle changer la donne ? Ce qui est certain, et que l'on entend à satiété, c'est que les « gilets jaunes » entendent que rien ne soit plus comme avant : ils ne veulent plus que le « sommet », ces « premiers de cordée » pour reprendre l'expression décriée du président, décident à leur place. Et ils connaissent sur les ronds-points des discussions politiques et des solidarités nouvelles qui leur font chaud au cœur. Pas sûr donc qu'ils veuillent rentrer chez eux de sitôt.

Deutschland

Von guten und schlechten Verlierern

Martin Theobald, Berlin

Es rumort in Deutschlands konservativer Volkspartei: der Christlich Demokratischen Union. Die Mitglieder stimmten diese Woche mit den Füßen ab. So spricht die Landesgeschäftsstelle des baden-württembergischen Landesverbands von mehreren Austritt seit der Wahl von Annegret Kramp-Karrenbauer zur Nachfolgerin von Angela Merkel. Auf der einen Seite. Auf der anderen stünden dem jedoch auch Eintritte gegenüber. Mit derzeit rund 65 000 Mitgliedern ist der baden-württembergische Landesverband derzeit der zweitgrößte nach Nordrhein-Westfalen und hat dementsprechend Gewicht. Bei der Wahl zum Parteivorsitz am vergangenen Wochenende in Hamburg haben 154 Delegierte mit gewählt. Die Mehrheit sprach sich für Friedrich Merz aus – und die zeigten sich nun als schlechte Verlierer. CDU-Landeschef Thomas Strobl bekräftigte zwar zu Beginn der Woche, dass man geschlossen hinter Kramp-Karrenbauer stehe. „Wir werden unsere neue Vorsitzende unterstützen und uns aktiv einbringen“, erklärte er in einem Gespräch mit dem *Südwestrundfunk* (SWR). Das hieß aber „freilich auch: kein ‚Weiter so!‘“. Die baden-württembergischen Delegierten hätten auf dem Hamburger Parteitag ihre Erwartungen in den Kandidaten Merz projiziert, sagte Strobl. „Diese Erwartungen müssen sich auch in der Arbeit der CDU Deutschland widerspiegeln – und zwar mög-

Reicht ein neuer Name, ein neuer Mensch, ein neues Gesicht an der Spitze der CDU für einen Neustart wirklich aus?

lichst schnell.“ In einem Jahr müssten die neuen Akzente sichtbar sein, forderte Strobl.

Aber reicht ein neuer Name, ein neuer Mensch, ein neues Gesicht an der Spitze der CDU für einen Neustart wirklich aus? Es ist diese Frage, die derzeit die politische Szene in Berlin beherrscht. Und: „Kann Annegret Kramp-Karrenbauer Kanzlerin?“ Politische Strategen aller Parteien im Bundestag spielen derzeit das Szenario durch, dass Angela Merkel in etwa einem Jahr auch als Bundeskanzlerin zurücktritt, entgegen ihrer Beteuerung das Amt bis zum Ende der Legislaturperiode innezuhaben. Parteipolitisch macht diese Option Sinn, denn sie gäbe Kramp-Karrenbauer zwei Jahre Zeit sich im Amt zu bewähren und als Nachfolgerin auch als Kanzlerin zu etablieren und vom Amtsbonus zu profitieren. Dies

wäre ein gewünschter, geordneter Rückzug. Doch dem entgegensteht die Vermutung, dass mit dem Rücktritt Merks auch die Große Koalition zwischen Christ- und Sozialdemokraten zerbrechen würde, was in der Konsequenz Neuwahlen bedeutete.

Die Spin-Doktoren und Kulissenflüsterer in Berlin sind sich darüber einig, dass der politische Kurs von Annegret Kramp-Karrenbauer irgendwo zwischen zwei Positionen seine Leitplanken erfahren wird: Entweder ist die CDU in ihrer programmatischen Ausrichtung auf Mäßigung und Rationalität bestätigt worden – dann wird die Kunst der neuen Parteichefin darin bestehen, dem konservativen und wirtschaftsliberalen Flügel mehr Einfluss zu verschaffen, um eine Spaltung der Partei zu verhindern. Oder der hauchdünne Sieg der Saarländerin ist – aus der zeitlichen Distanz betrachtet – eher eine Niederlage, denn die Anhänger von Friedrich Merz und Jens Spahn werden nun alles daran setzen, den Kurs der Partei ins Markliberale und Wertkonservative zu wenden, um die Stellung von Kanzlerin Angela Merkel so zu untergraben, dass sie eher früher denn später die Kanzlerschaft aufgibt und das Feld räumt – nur für wen? Dies wäre ein ungeordneter Rückzug Merks, der in der Konsequenz zum gleichen Ergebnis führen wird: vorgezogene Neuwahlen. Nur die Position der CDU wäre eine völlig andere.



Annegret Kramp-Karrenbauer nach ihrer Wahl zur neuen CDU-Vorsitzenden

Annegret Kramp-Karrenbauer versucht derweil den Balanceakt zwischen Fortführung und Abgrenzung gegenüber Angela Merkel. Der erste Prüfstein für die neue Parteichefin steht auf der politischen Agenda: der Umgang mit dem Paragraphen 219a des deutschen Strafgesetzbuches und der Frage, ob es Ärztinnen und Ärzten verboten ist, darauf hinzuweisen, dass sie Schwangerschaftsabbrüche vornehmen. Kramp-Karrenbauer drückt sich hier erkennbar um eine Formulierung, aus der man hätte entnehmen können, dass sie sich der Relevanz der Auseinandersetzung bewusst ist. Sie wird begreifen müssen, dass dies zu einem möglichen Bruchpunkt der derzeitigen Koalition werden könnte.

So bemüht sich die Neue von der CDU zunächst um weitgehende Kontinuität. Doch dies wird sich schneller ändern, denn manch ein politischer Beobachter derzeit erahnen kann. Sie muss die Partei zur Geschlossenheit führen. Wie nötig das ist, zeigte die Wahl ihres Generalsekretärs Paul Ziemiak. Er stand bislang nicht auf der Favoritenseite der neuen Parteichefin und seine Berufung zum Generalsekretär galt als ein erstes Zugeständnis an die unterlegenen Flügel – doch danken wollte ihr dies die Partei nicht. Der weitere Weg von Kramp-Karrenbauer wird von der Schärfung des Profils, des konservativen Prä-

gung der Christdemokratischen Union bestimmt werden. Angela Merks Kanzlerschaft wurde und wird vor allen Dingen dadurch geleitet, dass die Politik gesellschaftlichen Änderungen folgte und diesen einen rechtlichen Rahmen gab – dies zuweilen auch, wie bei der Neuregelung der Ehe, gegen den Willen aber nicht gegen den Widerstand Merks. Gesellschaftspolitisch ist Kramp-Karrenbauer weit aus konservativer als es zuweilen den Anschein hat – und als es Kanzlerin Merkel ist.

Angela Merkel, die oftmals ihrem Gefühl für Stimmungen folgte, räumte zu Beginn ihrer Karriere innerparteiliche Kritiker und Kontrahenten ab, einen nach dem anderen. So auch Friedrich Merz. Das kann Kramp-Karrenbauer nicht. Sie muss ihre Gegner einbinden. Dazu benötigte die Partei ein eindeutiges Profil, das unter Merkel unscharf blieb und auf die politische Mitte setzte. Dass diese in Zeiten der gesellschaftlichen und ökonomischen Modernisierung nach konservativen Mustern sucht, spielt Kramp-Karrenbauer in die Karten. Die Mitglieder der CDU suchen dabei nach einer deutlichen Sprache und eindeutigen Vorgaben. Mit Annegret Kramp-Karrenbauer als führende Christdemokratin wird sich einiges ändern. Nicht nur in der Partei, sondern auch im Land.



52 cadeaux
+ accès iPad
pour 140 euros

Offrez un abonnement
au Lëtzebuenger Land

www.land.lu
land@land.lu
485757-1

.....

150 000

ticker

.....

.....

Ein Affront



Der Europäische Gerichtshof (EuGH) hat am Dienstag entschieden, dass das Programm der Europäischen Zentralbanken der Eurostaaten (ESCB) zum Ankauf von Staatsanleihen der Euroländer auf dem Sekundärmarkt mit dem europäischen Recht und dem Mandat der Europäischen Zentralbank (EZB) vereinbar ist. Das Programm, kurz PSPP genannt, das die EZB im März 2015 lancierte, nachdem EZB-Chef Mario Draghi im Sommer 2012 versprochen hatte, alles Notwendige zu tun, um den Euro zu retten, verstößt damit nicht gegen das Verbot der Staatenfinanzierung durch die Zentralbank. Die Frage, ob das Programm, das im Zentralbanksprech auch „Quantitative Easing“ (QE) genannt wird, rechtens sei, hatte das deutsche Bundesverfassungsgericht an den EuGH weitergeleitet, nachdem in Deutschland Bernd Lucke, Mitbegründer der rechtspopulistischen Alternative für Deutschland (AfD), und Gleichgesinnte wie der ehemalige CSU-Politiker Peter Gauweiler gegen das Anleiheprogramm der EZB geklagt hatten. Die Richter in Kirchberg fanden, das Programm überschreite das Mandat der Zentralbank nicht, da es in den Bereich der Geldpolitik falle, und es respektiere das Prinzip der Proportionalität. Damit ist nun endlich amtlich, dass die EZB die Arbeit einer Zentralbank machen darf. Darauf reagiert die deutsche Zeitung *Die Welt* am Mittwoch erbozt: „Freibrief für die EZB ist Affront gegen Karlsruhe.“ Dabei ist das Urteil ein bisschen überholt. Am Donnerstag bestätigte die EZB in Frankfurt den sanften Ausstieg aus ihren großen Anleihekaufprogrammen, die ein Volumen von 2,6 Billionen Euro erreichten. Das Volumen wird fortan nicht erweitert. Stattdessen werden die Papiere, deren Laufzeit endet, durch neue im gleichen Wert ersetzt. EZB-Chef Mario Draghi wiederholte, dass er keine Veränderung

der Leitzinssätze vor Ende nächsten Sommers erwarte. ms

Durch die Hintertür

Im Koalitionsabkommen von 2013 hatten DP, LSAP und Grüne abgemacht, „interêts notionnels“ ins Steuerrecht zu übernehmen, damit aus Eigenmitteln finanzierte Investitionen wie Darlehenszinsen abgesetzt werden können. Angesichts des in Belgien festgestellten kostspieligen Missbrauchs verzichteten sie dann bei der Steuerreform vergangenes Jahr auf die Bezuschussung fiktiver Zinsen. Doch im Gesetzentwurf zur Umsetzung einer Europäischen Richtlinie gegen die Steuerflucht zählt ein neuer Artikel 168bis als „coûts d'emprunt“ plötzlich „les interêts notionnels au titre d'instruments dérivés ou de contrats de couverture portant sur les emprunts d'un organisme“ auf. So dass sich die CGFP am Mittwoch besorgt fragte, ob die „interêts notionnels“ nun doch noch durch die Hintertür eingeführt werden sollen. rh.

Casino syndical



La Chambre des salariés (CSL) et le FNCTTFEL-Landesverband viennent d'inaugurer leurs nouveaux locaux à Bonnevoie, juste en face de la Gare centrale. Datant de 1956, le siège du syndicat des cheminots a été entièrement retapé et une gigantesque annexe y a été ajoutée pour héberger la CSL. Installées sur la toiture, les grandes lettres en néon blanc (« Casino syndical ») illuminent de nouveau ciel au-dessus de ce lieu de mémoire de la vie syndicale et politique.

Dont l'ancien café-brasserie au rez-de-chaussée constituait le cœur secret : Ce fut ici qu'après les réunions, les discussions politiques se poursuivaient et s'animèrent jusqu'à pas d'heure. Le café populaire a fait place à une cantine aseptisée, toute en blanc, plongée dans

une lumière crue. Un non-lieu à l'esthétique très *corporate* qui pourrait aussi bien se trouver dans une banque au Kirchberg. Cité par le *Tageblatt*, le président de la Chambre des salariés (CSL), Jean-Claude Reding, a précisé que l'endroit serait surtout destiné aux personnes participant aux cours du Lifelong Learning Center : « Ein sozialer Treffpunkt für alle wird es in einer ersten Phase nicht sein ».



La coûteuse rénovation du siège historique du Landesverband a été financée par la vente à la CSL du terrain de l'ancienne quincaillerie « Bazar » qui jouxtait le Casino. La CSL y a fait construire la « Maison des salariés » à l'allure représentative. Les locaux sont plutôt somptueux : plus de 4 000 mètres carrés de centres de conférence, bureaux et salles de cours destinés aux formations continues. Ce complexe immobilier est la preuve tangible du rapprochement entre l'OGBL et un Landesverband affaibli, qui pourrait prochainement déboucher sur une fusion.

Le patrimoine immobilier du Landesverband est géré par la Coopérative Casino syndical. Fondée en 2014 et juridiquement séparée du syndicat, cette structure est contrôlée par les anciens du Verband, Nico Wennmacher, Guy Greivelding et Roland Schreiner, et pèse 12,4 millions d'euros. La Coopérative loue quelques appartements à des particuliers, l'ancienne coopérative alimentaire de Bonnevoie (1 200 mètres carrés) à Cactus et un hall de stockage à Hamm (2 000 mètres carrés) à un exploitant d'une aire de



jeux *indoor*. La Coopérative encaisse donc plusieurs dizaines de milliers d'euros par mois.

À noter que la direction du Landesverband a fait un don au Musée national d'Histoire et d'Art de trois bustes en bronze de ses fondateurs : Joseph Junck et Aloyse Kayser (réalisés par Claus Cito), ainsi que de Michel Hack (réalisé par Lucien Wercollier). Ces statues ornaient les salles de fête et les couloirs du Casino syndical ; elles sont désormais stockées dans le dépôt du musée. (Photos : le Casino avant sa rénovation ; pg.) bt

George Bock,

Le médiatique *managing partner* de KPMG détrôné par ses pairs en 2016, réapparaît comme « chief strategist » de la start-up Gouvernance.com. Cette plateforme, promettant de faciliter la *compliance* aux acteurs financiers, avait remporté la finale des « Fintech Awards » en 2016. Georges Bock y avait investi des capitaux à titre personnel. Dans un entretien accordé au *Wort*, il explique vouloir désormais développer des applications dans le domaine « de structures de holdings complexes dans lesquelles beaucoup de sociétés doivent être managées ». La Fintech jusque dans les boîtes-aux-lettres. bt

Relax

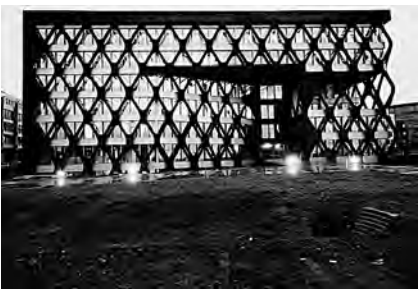
La Chambre de commerce a présenté cette semaine le résultat de la dernière enquête Eurochambres. Sur le demi-millier de patrons interrogés, la plupart semblaient assez sereins : 70 pour cent estimant que le climat économique restera plus ou moins pareil en 2019. Parmi les principaux « grands défis », les chefs d'entreprise citent invariablement le manque de main d'œuvre qualifiée, suivi des coûts du travail. bt

Den Avenir läit an der Zukunft

Sous le mantra ronflant « We are living the future today », KPMG, la plus petite des Big Four au Luxembourg, vient d'annoncer ses résultats pour 2017-2018. Comme d'habitude, ils sont bons (la croissance des firmes d'audit au Luxembourg semble en effet illimitée) : Plus huit pour cent. Les revenus nets de KPMG s'établissent à 215 millions. À

150 000 Euro Schadenersatz wegen Verleumdung und Rufschädigung hatte Gérard Lopez vom *Luxemburger Wort*, dessen Direktor Paul Peckels, dem ehemaligen *Wort*-Chefredakteur Jean-Lou Siweck und dem ehemaligen *Wort*-Journalisten Pierre Sorlut vor einem Pariser Gericht verlangt. Sorlut hatte im Ende Oktober 2016 in einem Artikel die Geschäftsbeziehungen zwischen Lopez und Tarek Obaid beschrieben, gegen den in den USA wegen seiner Verwicklung in den Korruptions- und Geldwäschekandal um den malaysischen Staatsfonds 1MDB ermittelt wurde. Die Pariser Richter lasen Sorluts Artikel anders als Lopez. Sie konnten keine Rufschädigung feststellen, da im Artikel keine Rede davon ist, dass Lopez unmittelbar von ergaunertem Geld profitiert habe, und haben den Geschäftsmann dazu verurteilt, 2 500 Euro Schadenersatz an Sorlut, sowie weitere 5 000 Euro an das Wort, Peckels, Siweck und Sorlut zu zahlen. Lopez kann in Berufung gehen, und in Luxemburg und der Schweiz stehen die Entscheidungen in weiteren Zivilverfahren aus. Deswegen hielten die pariser Richter fest: „les défenseurs font valoir justement que la multitude des procédures engagées fragilisent tant leur travail de journaliste que leur situation économique et qu'elles sont destinées à les intimider.“ Lopez konnte vor Redaktionsschluss nicht erreicht werden. ms

noter que le département « tax » (+4 pour cent) croît moins vite que les départements « audit » (+8) et « advisory » (+13). bt



Albert Frère (1926-2018) : Une histoire du capital belge au Grand-Duché

Un baron au pays des Schtroumpfs

Bernard Thomas

« **Paradis des capitalistes** » Se considérant comme produits d'une « Mischkultur », d'une savante synthèse franco-allemande, les Luxembourgeois ont tendance à oublier leur troisième voisin. Or au XX^e siècle, ce furent les capitaux belges qui, entre le Groupe Bruxelles Lambert et la Société générale de Belgique, se partageaient une majeure partie de l'économie grand-ducale. Aujourd'hui, le Luxembourg continue de servir le capital belge, mais principalement comme juridiction où les UHNWI peuvent parquer des milliards investis ailleurs.

Dès le XIX^e siècle, la Belgique, le premier pays industrialisé d'Europe continentale, comptait une des bourgeoisies les plus opulentes du monde. La Société générale de Belgique, une banque de dépôt et d'investissement, avait très tôt diversifié ses participations dans la finance, l'industrie et les transports, et les avait orientées vers l'international. Dans le premier tome du *Capital* (1867), Karl Marx désigne la Belgique de « paradis des capitalistes », et d'enfer pour les prolétaires. Il notait ainsi que « la moindre variation de prix des substances de première nécessité est suivie d'une variation dans le chiffre de la mortalité. » La colonisation du Congo, considérée comme propriété privée de Léopold II, portait à son paroxysme l'exploitation : les travaux forcés, les mutilations et les expéditions punitives feront des millions de morts, dépeuplant des régions entières. Après 1908, ce territoire grand comme 80 fois la Belgique et bourré de ressources naturelles sera de facto gouverné par la Société générale de Belgique.

Au lendemain de la Première Guerre mondiale, les Luxembourgeois avaient de bonnes raisons de se méfier du voisin belge. En avril 1919, le gouverneur de la Société générale, Jean Jadot, se fixait comme objectif la « conquête économique du Grand-Duché ». Comme le rappelait récemment l'historien Charles Barthel (« Une chance ratée », *Hommes et réseaux : Belgique, Europe et Outre-Mers*, 2013), les maîtres de forges wallons voyaient le Luxembourg comme une juste « compensation » pour le saccage de leurs usines et la collaboration de la sidérurgie luxembourgeoise à l'effort de guerre du Reich. À ce revanchisme économique s'ajoutait le traditionnel irrédentisme belge œuvrant à la réunification des « frères séparés » en 1839. Mais cette stratégie agressive se soldera par un demi-échec ; grâce à une combine avec l'Arbed, le capital français – Schneider & Cie en tête – réussira à mettre la main sur les complexes sidérurgiques de la Gelsenkirchen au Luxembourg.

« Mir sinn ganz gutt mat der Belsch gefuer... Nous avions d'excellentes relations avec les gouverneurs de la Banque nationale de Belgique, estime Jacques Santer, l'ancien Premier ministre CSV, vis-à-vis du *Land*. Si on avait fait une union économique avec la France, le Luxembourg ne serait jamais devenu une place financière. On serait redevenu le département des Forêts. » L'Union économique belgo-luxembourgeoise était un mariage de raison. Mais, avec comme dot une monnaie stable, un tissu industriel séculier et toutes les ressources du Congo, l'union se révéla un bon parti pour le Luxembourg. Durant l'entre-deux-guerres, la Société générale de Belgique étendra son hégémonie. En 1919, elle avait fondé la Banque générale du Luxembourg (BGL), destinée « à desservir le Sud du Luxembourg belge et le Grand-Duché ». Dans les années qui allaient suivre,

La *Wahlverwandschaft* entre le plus riche des Belges et le micro-État luxembourgeois saute aux yeux : Tous les deux sont sortis du néant grâce à la sidérurgique, et ont habilement su tirer profit de la mondialisation néolibérale en misant sur la finance

elle reprendra la Hadir, rachètera seize pour cent de l'Arbed et s'assurera un paquet d'actions dans les chemins de fer Prince-Henri.

Frère/Luxembourg : affinités électives Dans l'histoire plus récente, l'influence belge s'incarnait dans la personne d'Albert Frère. Décédé le 3 décembre à l'âge de 92 ans, il était l'homme le plus riche de Belgique. Et, à un moment, le capitaliste le plus influent au Luxembourg. À partir de 1982, il sera « tonangebend », aussi bien dans la CLT que dans la Banque internationale à Luxembourg (Bil), deux sociétés quasi-systémiques pour le Luxembourg. Discrètes, rusés et opportunistes, la *Wahlverwandschaft* entre le plus riche des Belges et le micro-État luxembourgeois saute aux yeux. Sortis tous les deux du néant grâce à la sidérurgique, ils ont habilement su tirer profit de la mondialisation néolibérale en misant sur la finance. Né en 1926 comme fils d'un négociant d'articles de ferronnerie, Albert Frère deviendra un des principaux maîtres de forges du Pays Noir wallon. Son premier grand coup, il le réalise à l'âge de 28 ans, en rachetant à l'Arbed le Laminoir du Ruau. Plus tard, il se rappellera avoir été abasourdi par sa réception sous les lustres du palais de l'avenue de la Liberté. (Dans de nombreux portraits et nécrologies, on lit que Frère y aurait été reçu en 1954 par Aloyse Meyer en personne ; ce qui est assez improbable, le président de l'Arbed étant mort deux ans auparavant.)

Au début des années 1980, en pleine crise sidérurgique, Frère vend ses usines à l'État belge au prix fort. La collectivité devra éponger les dettes, Frère s'en tirera avec une petite fortune. Il saura la faire fructifier en se réinventant en homme d'affaires. En 1982, Frère prend le contrôle du Groupe Bruxelles Lambert (GBL), un des principaux conglomérats belges détenant des participations dans la banque, l'assurance, l'énergie et les médias. Selon le bilan du GBL de 1982, quinze pour cent des actifs étaient investis au Grand-Duché. L'histoire entre Frère et le Luxembourg commence.

Albert Frère n'entretenait pas d'entourage au Grand-Duché, ni même de bureau à la Bil ou à la CLT, les deux sociétés qu'il contrôlait. Il était peu visible, n'apparaissant que sporadiquement pour les AG de ses holdings ou des déjeuners au Clairefontaine avec le



Albert Frère à la Maison de Cassal : signant le renouvellement du contrat de concession en 1995 et officialisant la fusion entre CLT et Ufa en 1996

Premier ministre. Frère avait noué des contacts avec la Cour grand-ducale, arrangeant un stage à Jean Nassau (le frère du Grand-Duc actuel) à Pargesa, la holding genevoise qui fut la pièce maîtresse de son empire. Mais le Grand-Duché l'intéressait finalement très peu. En 1994, le roi Baudouin lui accordera une « concession de noblesse héréditaire avec le titre personnel de baron ». (En 2017, elle sera élargie à ses descendants.) Mais l'ambition de Frère, c'était de décrocher des postes d'administrateur dans le Cac 40 et d'entrer dans le gotha parisien.

« **Frère Boys** » Au Luxembourg, il plaçait ses lieutenants fidèles : de jeunes loups fraîchement sortis des universités belges et rapidement surnommés « Frère Boys ». Dans *Les artisans de l'industrie financière*, Gaston Schwertzer, personnage-clé du capitalisme luxembourgeois dans les années 1965-2000, expliquait comment le Groupe Frère subvertissait la législation sur le dialogue social dans les entreprises : « Albert Frère estimait que la forte présence de délégués du personnel au sein du conseil [de la Bil, *ndlr*] pouvait se révéler délicate lors du traitement de certaines affaires confidentielles. Pour remédier à ce problème, le groupe Frère/Bruxelles-Lambert a agi en vue de 'court-circuiter' le conseil par la création d'un organe appelé 'comité de liaison' [...] plus restreint et ne comportant pas de délégué du personnel. » Comparée à Dexia et à Fortis, qui auront siphonné les liquidités de la Bil et de la BGL au point de mettre en péril leur existence en 2008, la période Frère à la Bil (1982-1991) n'aura pas fait trop de dégâts : Le milliardaire se bornait à se servir copieusement en dividendes.

De retour au pays après un passage peu glorieux à la tête de la Commission européenne, Gaston Thorn (DP) s'y recyclera en homme de confiance d'Albert Frère. En 1985, le milliardaire belge offrit à l'ancien Premier ministre la présidence de la Bil ; une faveur qui précède de trois décennies la nomination au même poste par les Al Thani, la famille régnante du Qatar, de l'ancien ministre des Finances, Luc Frieden (CSV). Albert Frère fit également miroiter à Thorn le prestigieux poste de président du CA de la CLT, dont la tradition voulait qu'il soit réservé à un Luxembourgeois. Jacques Santer, qui avait prévu d'y placer son prédécesseur Pierre Werner (CSV), était peu amusé.

Il opposa son droit de veto. Plutôt qu'une simple rivalité politique luxu-luxembourgeoise, Albert Frère y vit un affront, un refus du « candidat d'un groupe étranger ». En août 1985, il accorda un entretien au vitriol au *Monde* : « Le Luxembourg serait-il devenu xénophobe ? Si oui, il faudrait qu'il le dise haut et fort. Ce serait assez piquant. Savez-vous que l'actionnariat de la CLT est tout sauf luxembourgeois ? Comme c'est le cas, d'ailleurs, pour la plupart des entreprises établies au Luxembourg. »

Shebam ! Pow ! Blop ! Whizz ! « Albert Frère confond le Grand-Duché avec « un comic strip », rétorqua Jacques Santer face à la presse luxembourgeoise. Une allusion à sa récente acquisition de la maison d'édition Dupuis publiant entre autres les séries BD *Lucky Luke*, *Gaston Lagaffe* et les *Schtroumpfs*. Le compromis trouvé sera tout à fait « belge » notera la presse internationale : À Werner la présidence, à Thorn la direction et la vice-présidence, avec la promesse (tenue) de devenir PDG deux années plus tard. Mais Frère venait de mettre le doigt dans la plaie : le manque structurel de ressources capitalistiques au Luxembourg. Comme l'expliquera Gaston Schwertzer en 2002 au *Land* : « Je n'ai pas d'illusion, au Luxembourg, pays des banques, il n'y a presque plus de banques luxembourgeoises. Cela est dû à quelque chose qui crève les yeux, le manque de capitaux luxembourgeois. » Ce manque, estima-t-il, devait être compensé par l'État luxembourgeois.

Schwertzer avait été un grand admirateur d'Albert Frère. Jusqu'à ce qu'en février 2001, l'ancien mentor troque ses trente pour cent de RTL-Group contre 25 pour cent du capital de Bertelsmann. Ce fut le *swap* du siècle : Frère finira par réaliser une plus-value de 2,4 milliards d'euros sur la vente de ses actions Bertelsmann. Menés par Schwertzer, les petits porteurs allaient monter une longue et vaine expédition judiciaire pour obliger la direction de Bertelsmann à racheter leurs titres au même prix qu'elle avait accordé au milliardaire belge. Mais n'est pas Albert Frère qui veut.

Lorsqu'il estimait qu'il y avait concordance des intérêts, Jacques Santer n'hésitait pas à « défendre la cause d'Albert Frère ». Notamment auprès du Pré-

sident français, François Mitterrand (PS), qui désignait publiquement le financier belge de « maître du jeu » à la CLT et d'homme de paille de Rupert Murdoch. Mitterrand gardait un mauvais souvenir du Belge et de son rôle dans la soustraction, via la holding Pargesa, de Paribas Suisse et Paribas Belgique du giron des nationalisations en automne 1981. Jacques Santer se rappelle également ses désaccords avec Frère. Comme lorsque celui-ci voulait se débarrasser du Grand orchestre symphonique de RTL. En 1995, le ministre de la Culture Santer convaincra Frère de payer une compensation qui sera versée à la Fondation Henri Pensis et qui permettra de lancer l'Orchestre philharmonique du Luxembourg.

Du dentiste au UHNWI À l'exception de l'arrivée des dynasties maritimes flamandes De Nul (Jan De Nul) et Cigrang (CLDN Cobelfret) dans les années 1990, l'influence belge sur l'économie luxembourgeoise s'est réduite comme une peau de chagrin. Ceci est particulièrement patent sur la place bancaire : la BGL est devenue française, la Bil chinoise, la KBL qatarie. Ne restent plus que deux banques belges : Degroof Petercam et la très sélect Delen Private Bank.

Via leurs réseaux d'agences locales – aujourd'hui en train d'être démontés – le long de la frontière belge, la Bil, la BGL et la BCEE captaient longtemps les évadés fiscaux *low-cost*. Des artisans fuyant les droits de succession et des indépendants avares apportaient leur pactole au Grand-Duché. La BCEE entretenait ainsi des agences à Martelange, Rambrouch, Harlange, Pommerloch, Esch-Sûre, Wiltz, Clervaux, Hosingen, Troisvierges, Wemphardt et à Weiswampach. Cette dernière tournait à un tel rythme qu'elle était devenue un des principaux centres de *private banking* de la Spuerkeess. Le « dentiste belge », ravi d'avoir pu encaisser son coupon *tax-free*, dépensait sans compter dans les restaurants et magasins. Cette micro-histoire financière explique le succès et le déclin de villes commerçantes comme Clervaux et Wiltz.

L'évasion fiscale, c'est fini. Les classes moyennes ont été bannies du paradis. L'optimisation fiscale, plus ou moins agressive, est coûteuse ; elle est réservée aux HNWI. En mars 2018, après une fouille du Registre de commerce et des sociétés, *Le Soir* et *De Tijd* faisaient semblant de s'étonner que sur les cent familles les plus riches de Belgique, soixante entretenaient une structure au Luxembourg. Ils baptisèrent leurs recherches « LuxFiles », tout en soulignant que l'existence de ces Soparfis n'était rien d'illégal en soi. Appartenant aux descendants d'Albert Frère et de Paul Desmarais, son fidèle allié québécois décédé en 2013, le Groupe Bruxelles Lambert continue à être géré depuis la route d'Ar-lon à Strassen par une dizaine d'employés. Le portefeuille de cette holding luxembourgeoise – qui concentre soixante pour cent du total des actifs du groupe – affiche une valeur de 18,5 milliards d'euros. Une hausse de plus de six milliards en sept ans, comme le détaillait fièrement son administrateur à *Paperjam* en 2017. Le Groupe Bruxelles Lambert a annoncé cette semaine que le gendre d'Albert Frère était nommé administrateur délégué et le fils de Paul Desmarais président. Une nouvelle génération de rentiers arrive aux commandes. Plus discrètes, les Soparfis détiennent exclusivement les participations de la famille Frère pèsent bien au-delà de deux milliards d'euros. Elles sont domiciliées dans un building moderniste à Merl-Belair, dans la rue de Namur qui relie le boulevard Grande-Duchesse Charlotte à la rue Albert 1^{er}.



Une forteresse en granit (dessinée par Ewen, Petit et Worré) et un palais en verre (Reuter) : Les QG de la Bil (1989) et de la CLT (1991), sociétés dans lesquelles Albert Frère était alors l'actionnaire de référence



En trahissant, sur les ruines de la gauche et de la droite, son protecteur, un jeune technocrate arrogant s'était fait élire président de la République, grâce aux voix des classes moyennes urbaines et à l'épouvantail de l'extrême droite. Sa mission était de débrider sans pitié les forces du marché qui servent les forts et écrasent les faibles. 18 mois plus tard, l'espérance de vie moyenne d'une *start-up*, le bonapartisme libéral a échoué. Un impôt supplémentaire, sur le carburant, introduit sous le prétexte imparable de l'écologie, a déclenché une insurrection de ceux qui se sentent appauvris et méprisés. Pour ne plus être ignorés par les chantes de l'austérité et de la mondialisation, ils avaient mis leurs gilets fluo, symboles des automobilistes en détresse, et s'étaient rassemblés pour la quatrième fois, samedi dernier, bloquant les grands boulevards parisiens et les petits ronds-points de province. rh.



L'insurrection

Photos : Sven Becker



Il y a 100 ans, la République (2)

Le vent se lève, la parole se libère

Henri Wehenkel

Novembre 1918. La guerre était finie, les trônes vacillaient, la censure se relâchait. Le vent se levait, la parole se libérait. Le temps était venu pour demander des comptes.

Le 8 novembre, le *Escher Tageblatt* écrivait sous le titre « Der Abend der Braganza » : « Der Augenblick ist gekommen, wo wir hierzulande die freie Rede wieder gebrauchen dürfen um den Herrschern ihr Sündenregister unbarmherzig unter die Nase zu reiben. [...] Wir, die wir während den Kriegsjahren an das Schicksal der Braganza geschmiedet waren, [...] wir, die wir nie am siegenden Durchbruch der demokratischen Ideen und am Recht der Gerechtigkeit gezweifelt haben, sehen dem Tage der Abrechnung hehren Blickes entgegen. »¹

Le 9 novembre, le gouvernement Reuter était en alerte : « Am 9. November im Nachmittag kam Generalmajor Tessmar und meldete von Trier her seien deutsche Aufwiegler im Anzug auf Luxemburg, aus Differdingen werde ihnen Verstärkung durch luxemburgische Arbeiter kommen. Die Absicht der Empörer sei, auch in Luxemburg eine Sowjetherrschaft einzurichten. »² Le Generalmajor von Tessmar demanda aux ministres d'avertir immédiatement la grande-duchesse et promit de faire venir des troupes sûres. Le Premier ministre Emile Reuter et son ministre de l'Instruction publique Nicolas Welter partirent pour Colmar-Berg le même soir et rentrèrent à 1 heure du matin pour rendre compte au général qui, malheureusement, se trouvait déjà au lit.

Le dimanche 10 novembre dès 8 heures du matin, les ministres luxembourgeois étaient une dernière fois en conférence avec le commandant allemand. Von Tessmar disparut dans l'après-midi comme un voleur. À Esch, les soldats du Siegburger Landsturmregiment avaient arraché les épaulettes

Les « révolutionnaires » de 1918 étaient des hommes des sociétés de gymnastique et de libre pensée, de culture autodidacte et fiers de leur métier transmis de père en fils. Ils portaient la mémoire des anciennes batailles

aux officiers. À Trèves, le conseil de soldats avait libéré les prisonniers luxembourgeois.

À 14 heures, les cheminots se réunirent. Inquiets pour leur avenir, ils décidèrent la constitution d'un conseil de cheminots pour négocier avec le gouvernement et pour organiser l'achat collectif de pommes de terre. La vieille idée des coopératives reprenait corps. Aide toi-même et Dieu t'aidera.

À 16 heures, une manifestation « spontanée » se tint dans la salle Brosius, le futur Pôle Nord, près du Pont Adolphe. Elle réclama la république et formula les revendications suivantes : Le Luxembourg est un État libre qui décide de son destin en toute indépendance sans tenir compte d'éventuels traités internationaux. Il sera formé un gouvernement populaire sur la base de conseils ouvriers et paysans. Une assemblée nationale sera élue au suffrage universel qui statuera sur une nouvelle constitution. Les soldats et des gendarmes élornt

leurs chefs eux-mêmes. Les chemins de fer seront la propriété de l'État, les industries et les banques le seront à 51 pour cent. La journée de travail de huit heures sera introduite.³

À la fin de la réunion, on fit monter sur l'estrade ceux qui voulaient faire partie du conseil ouvrier et paysan. 23 personnes répondirent à l'appel. « Und mit würdevollen Mienen, gravitätischen Schritten, folgten die selbstgewählten Ratsherren seinem Rate. »⁴ On trouvait parmi eux un paysan, un fabricant de cidre du Senningerberg (Emeringer), un seul homme politique (Thorn), un avocat libéral (Feyden) et surtout des syndicalistes, deux typographes (Colling, Schoos), deux gantiers (Hentges, Thomas), un ouvrier-brasseur (Jander), un ouvrier du tabac (Burmer), trois métallurgistes (Schettlé, Poncelet, Rasquin⁵), deux cheminots (Staudt, A. Krier), un sculpteur sur bois (Schintgen), un travailleur de la pierre (Geschwind), un ex-militaire, propriétaire d'une papeterie (Tausch) , un avocastagiaire (Weiss), un instituteur (Wampach), un agent d'assurance (Stoll).

La réunion avait été organisée par le Cercle d'études socialistes, un club de discussion fondé en 1917 par René Stoll, Nic Wampach et l'architecte Léon Bouvart. C'est René Stoll, 26 ans, un homme de haute stature, athlétique, énergique et orateur de talent, qui présida la réunion et exposa les intentions des organisateurs. Stoll était le cadet de dix enfants, dont l'aîné avait été l'un des fondateurs du Parti social-démocrate. Il avait passé sa Première en 1911 et exercé divers emplois dans l'industrie, le service de ravitaillement, les banques et les assurances. Il aurait vécu à Paris où il aurait connu la misère. Le *Wort* le décrit prenant la parole, les mains dans les poches, le chapeau sur le crâne, « ein Hemdärmelgewerschaffler », « ein Gewalttheoretiker reinsten Wassers ».⁶

C'est Nic Wampach, 38 ans, instituteur dans la capitale et d'un naturel plutôt discret, qui rédigeait les textes et les apportait chez l'imprimeur. Le député Joseph – dit « Jis » – Thorn n'était donc ni l'initiateur du mouvement ni son parrain, mais il lui donna la caution du Parti socialiste qu'il avait reconstruit en 1916 en coupant le cordon ombilical avec les libéraux. Lors de la réunion du 10 novembre, ce fut Thorn qui radicalisa le mouvement. Stoll avait proposé de fonder un comité de propagande pour l'idée républicaine. Thorn fit adopter l'appellation « conseil ouvrier et paysan ». La référence à la révolution russe et aux conseils ouvriers allemands était nette.

L'inspiration socialiste était indéniable. On parlait de révolution et de république, mais ce n'était pas un putsch. On admit comme seul principe valable la volonté du peuple souverain, le droit des peuples de décider de leur propre sort. On ajouta toutefois qu'il s'agissait de revendications (« Forderungen ») et qu'on était prêt à se soumettre au verdict des urnes.

Les républicains réunis à la salle Brosius avaient peu de choses en commun avec les marins de Kiel qui leur servaient d'exemple, ni avec les masses révolutionnaires se lançant à l'assaut du Palais d'Hiver. Au Luxembourg, il n'y avait pas de barricades à construire et pas de Bastille à prendre. Dans la pénombre de la salle Brosius on ne voyait pas non plus la fougue des jeunes, mais des bonhommes « paisibles, modérés, démocratiques ». Et plutôt âgés, selon le *Wort* : « Als die Bewegung anzuschwellen schien, juckte es auch den alten Kavalleriegäulen des Sozialismus in den Beinen. » Ces artisans des quartiers périphériques de la capitale étaient les mêmes que ceux qui avaient fait la révolution de 1848, qui avaient fondé le Centralverband der Luxemburger Arbeiter en 1871, qui avaient fourni les troupes du cor-

tège antimonarchiste du 2 janvier 1916. C'étaient des hommes des sociétés de gymnastique et de libre pensée, de culture autodidacte et fiers de leur métier transmis de père en fils. Ils n'avaient pas l'impatience des jeunes, mais ils portaient la mémoire des anciennes batailles.

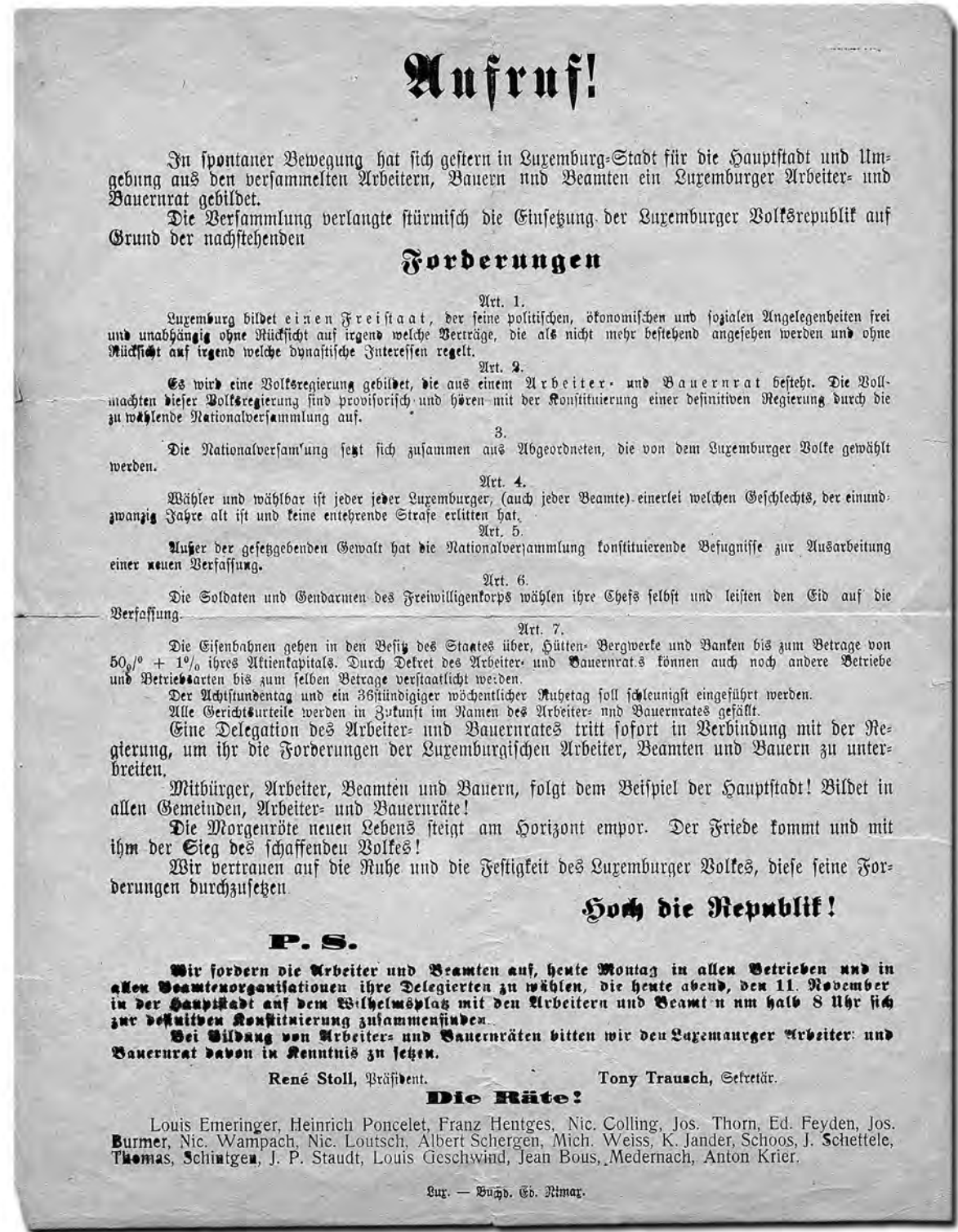
Le lundi matin, le *Luxemburger Wort* dénonça les tentatives de putsch fomentées au nom du peuple par quelques illustres inconnus contaminés par le virus russe. Le journal publia également une mise en garde d'Emile Mayrisch, le directeur général des Acières réunies de Burbach-Eich-Dudelange (Arbed). Celui-ci répondait à une correspondance du journal qui proposait la formation d'une « industrie du peuple » (« Volksindustrie ») avec une participation publique de 51 pour cent. Mayrisch dénonça la menace mortelle pour une société transnationale obligée par la perspective de la rupture de la Zollunion d'entrer en concurrence avec ses partenaires français et belges. Mayrisch conseilla de s'inspirer du modèle occidental plutôt que du socialisme d'État allemand ou de la Russie anarcho-socialiste.⁷

Mayrisch avait choisi l'expansion de sa société vers l'Allemagne bien avant que la guerre n'eût éclaté. Pendant la guerre, l'Arbed réussit à contourner les obligations liées à la neutralité luxembourgeoise en utilisant les entreprises situées en Allemagne pour le finissage des produits de guerre usinés au Luxembourg. On reprocha à Mayrisch d'avoir participé aux organismes planifiant l'industrie de la guerre et à la répression de la grève de juin 1917. Ces remontrances avaient eu comme conséquence des bombardements sur les usines et les gares, l'exclusion du pays de l'aide aux pays neutres et les listes noires.⁸ Mayrisch opéra un tournant stratégique pendant l'été 1917 en prenant contact en Suisse avec l'écrivain Jean Schlumberger issu d'une puissante famille d'industriels alsaciens et officier de renseignement à Belfort. La présence de Schlumberger à Luxembourg en novembre 1918 se fit dans la continuité de ces relations.⁹

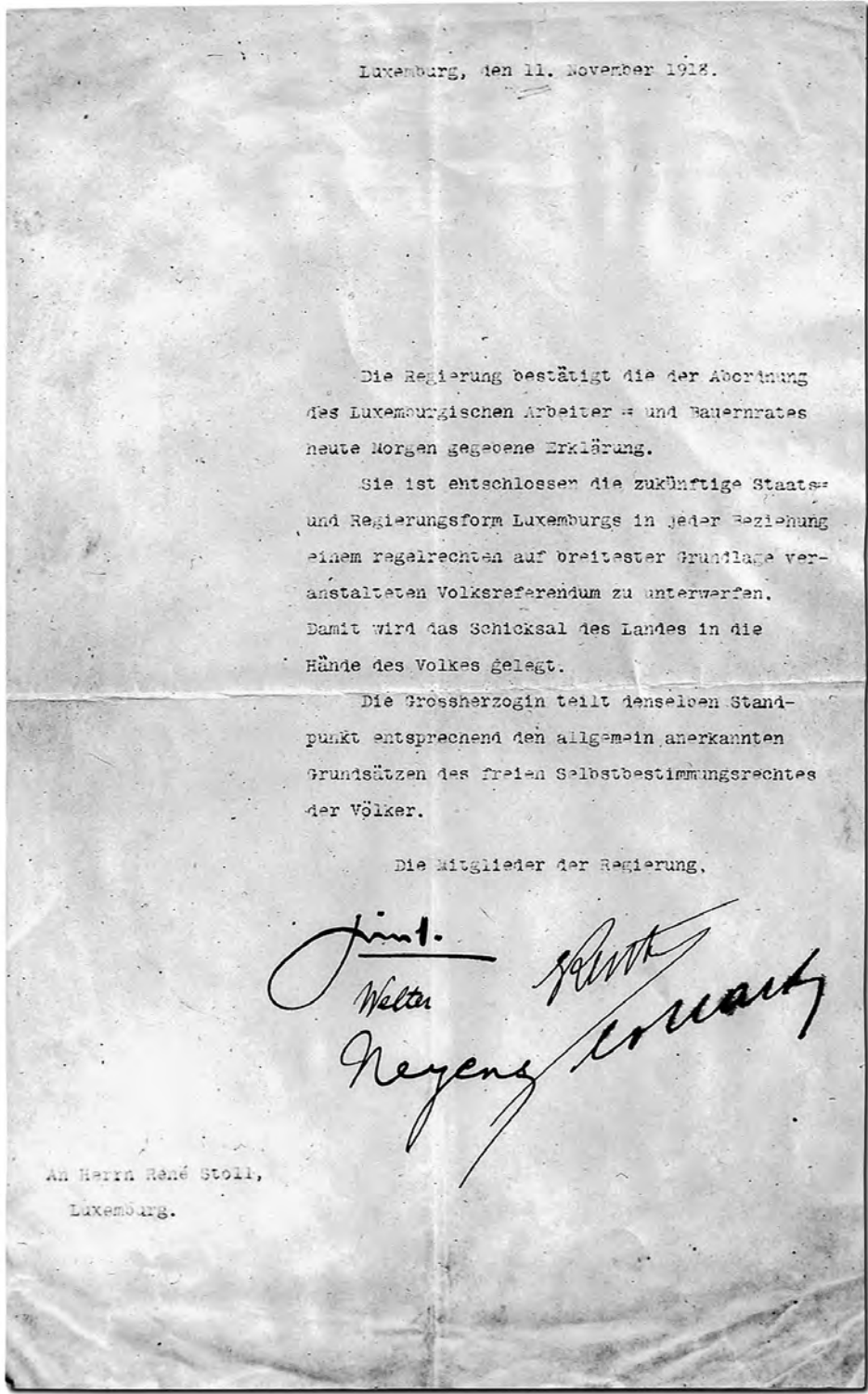
Le lundi matin, la grande-duchesse reçut le gouvernement en audience et se fit rapporter tout ce qui s'était passé la veille. Ensuite, le conseil des ouvriers et employés des chemins de fer se présenta. « Das vollzählige Kabinett empfing die von Alois Kayser geführte zahlreiche Delegation, deren Mitglieder finstere, ja teilweise drohende Mienen aufgesetzt hatten. Wie um mehr Effekt zu erzielen, waren die meisten unrasiert geblieben ; auch hatten sie sich auffallend dicke, wollene Halstücher umgebunden, die den Eindruck von zum Angriff bereiter, massiver Kraft verstärkten. [...] Die Besprechungen wurden hauptsächlich von Kayser einerseits und Liesch, als dem zuständigen Minister, andererseits geführt. Letzterer durfte sich nicht mit der erwarteten Wendigkeit den Forderungen gefügt haben, denn plötzlich standen er und Kayser mit puteroten Köpfen dicht nebeneinander mitten im Saal und schrien sich mit bebender, drohender Stimme ihre respektive Vornamen zu. »¹⁰

Les cheminots vivaient sous le joug allemand depuis que l'Allemagne avait repris le contrôle de la société Guillaume-Luxembourg. Les chefs de gare et les conducteurs de locomotive portaient l'uniforme et les portraits du Kaiser étaient obligatoires dans toutes les salles de service. En 1903, cinq cheminots qui avaient participé au cortège du premier mai furent licenciés. Aloyse Kayser était sous-chef de gare à Esch. Quand le Dr. Michel Welter organisa les premières réunions socialistes, il s'associa au mouvement dans le secret. Ses convictions l'attiraient plutôt vers l'anarchisme et il avait des relations avec les sociétés garibaldiennes italiennes. Quand le jeune Parti social-démocrate se scinda au début du siècle en modérés et révolutionnaires, il choisit le camp de ces derniers et participa clandestinement à la rédaction de *Der Arme Teufel*. En 1908, il fut élu au Parlement sous l'étiquette du Bloc des Gauches et en 1909 il fonda la Fédération des Cheminots.¹¹

Le 11 novembre, les hommes d'Aloyse Kayser pouvaient enfin combattre à visière ouverte. Ils exigèrent l'expropriation de la compagnie de chemin de fer allemande, la reconnaissance du syndicat



Catalogue de revendications du Conseil des ouvriers et paysans



Engagements du gouvernement vis-à-vis du Conseil des ouvriers et paysans

La crise dynastique était loin d'être résolue, la crise sociale s'annonçait

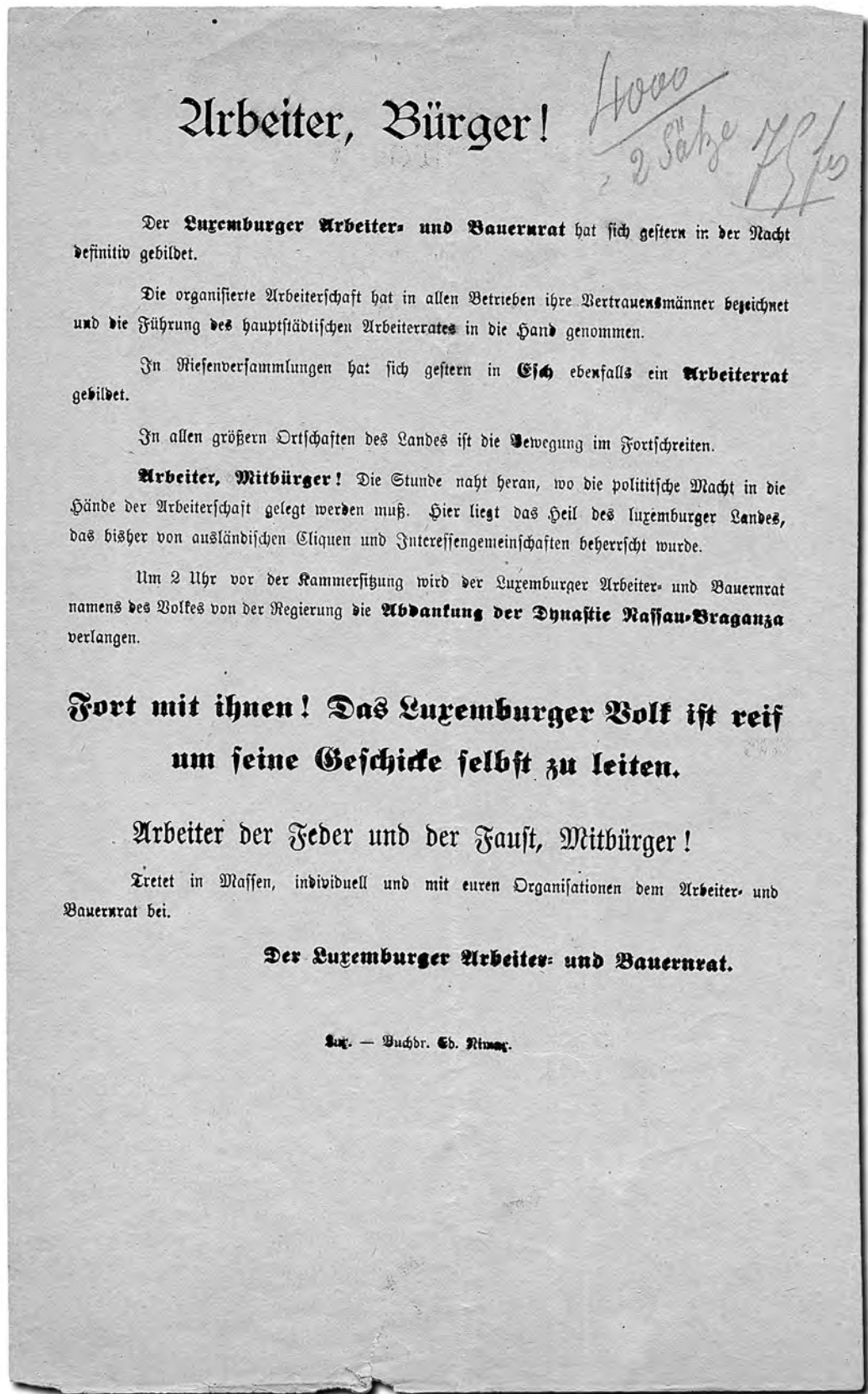
des cheminots, la nomination d'une direction provisoire et l'introduction de la journée du travail de huit heures. Le gouvernement céda sur toutes ces questions et promit la reprise des chemins de fer par l'État pour le mercredi, 13 novembre.

A 11 heures, le gouvernement, toujours au complet, reçut les membres du Conseil ouvrier et paysan qui n'étaient pas rasés non plus, ayant passé la nuit dans leur quartier général au Café Français à préparer les manifestations du lendemain. Ils demandèrent au gouvernement de proclamer la république dans les 24 heures. Celui-ci leur fit l'objection que les ministres de la grande-duchesse ne pouvaient pas destituer la grande-duchesse et que seul le peuple souverain avait le droit de décider du sort du pays. Ce raisonnement parut convaincant aux deux parties. Un document écrit fut signé par les cinq ministres et remis au Conseil ouvrier et paysan. Il immortalisa la fin de la monarchie de droit divin.

En quelques phrases, cent ans de droit constitutionnel furent annulés. La monarchie était amputée de sa légitimation, sous sa forme mystique aussi bien que dans la forme de la « Realpolitik » et du « Diktat » des grandes puissances. Le Luxembourg cessait d'être un jouet, un objet d'échange. La monarchie se trouvait rabougrie, réduite à son appareil, soumise à la volonté du peuple. Finies les querelles sur les droits et privilèges. La citoyenne Marie-Adélaïde aurait à l'avenir à exécuter les ordres de la représentation populaire.

Le gouvernement était-il vraiment convaincu de ce qu'il venait de signer ? Ou était-il pris de panique, prêt à tout pour sauver sa peau ? Simple promesse ou piège ? Pour le moment les membres du Conseil des ouvriers et paysans pouvaient être satisfaits.

Le soir, deux manifestations des conseils ouvriers eurent lieu à Luxembourg et à Esch-sur-Alzette. Sur la Place Guillaume, elles réunirent entre 2 000 et 3 000 personnes selon le gouvernement, entre 8 000 et 9 000 selon la presse de gauche. Beaucoup d'orateurs, beaucoup de confusion. Le bourgmestre Housse et l'échevin Probst, tous deux socialistes, se solidariserent avec le mouvement



Tract et affiche du Conseil des ouvriers et paysans

tout en insistant que la révolution se déroule sans violence et dans le plus strict respect de la légalité.

Comme lors de la réunion de la salle Brosius les partisans du rattachement à la France s'exprimèrent, déclenchant aussitôt les protestations des militants de la Nationalunion. Dimanche, c'était le poète Paul Palgen qui prit la parole en français : « Citoyens, camarades... ». Il fut interrompu et ne finit pas son discours. Le lundi, l'avocat Henry Schreiber,

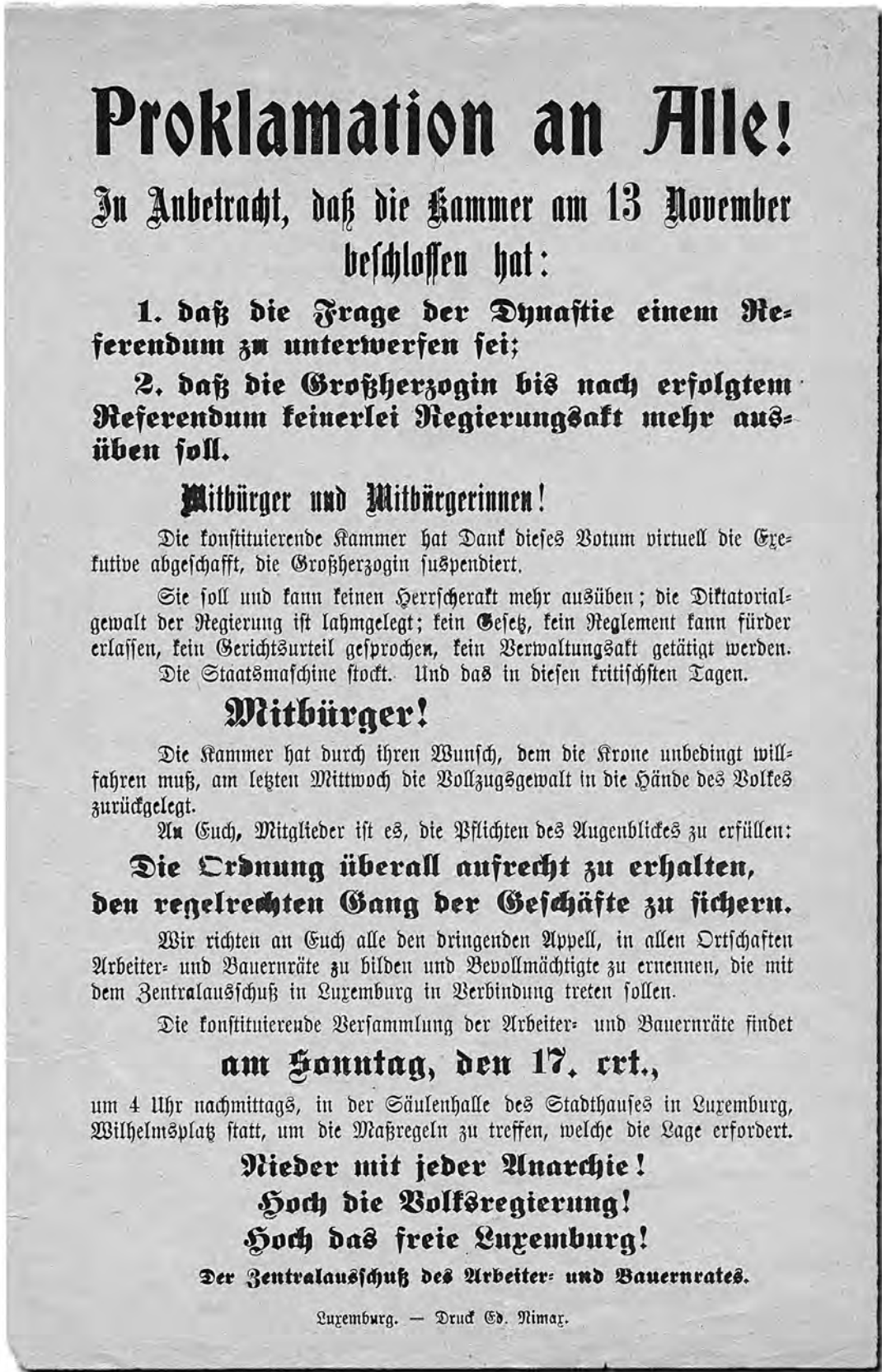
président-fondateur de l'Association générale des étudiants, prit la parole. Les étudiants seraient pour la république, mais ils estimerait que, puisque la république existait déjà, en France, il n'était pas nécessaire de faire une révolution. On n'avait qu'à demander le rattachement à la France.

À Esch, la salle Hoferlin, rue d'Autun, était trop petite. Les manifestants se déplacèrent en cortège vers la place de la mairie, où les députés socialistes Thilmany, Schaack et Krier prirent la parole. Thilmany, ancien remouleur (« Scherenschleifer »), avait fondé en 1904 le premier syndicat de la métallurgie en liaison avec le Deutsche Metallarbeiterverband. Jean Schaack-Wirth, tailleur, était l'éditeur du journal populaire *Der Arme Teufel* qui paraissait depuis janvier 1918 avec le sous-titre « journal républicain-socialiste »¹². Pierre Krier était le secrétaire de la Commission syndicale, l'organe de liaison qui fédérait tous les syndicats ouvriers. Un conseil ouvrier de quinze personnes fut constitué qui comprenait le jeune avocat socialiste René Blum ainsi que deux représentants du Parti Populaire qui ne se voulaient ni de gauche ni de droite, le commerçant Mart et le syndicaliste Kappweiler.

Le mardi 12 novembre, le *Luxemburger Wort* parut sous le titre : « Die Großherzogin legt die Bestimmung der künftigen Staatsform in die Hände des Volkes ». Le *Escher Tageblatt* proclamait carrément la république : « Das Luxemburger Volk verlangt die Republik. » Les conseils ouvriers appelèrent dans un tract à manifester devant la Chambre. « Fort mit ihnen ! Das Luxemburger Volk ist reif um seine Geschicke selbst zu leiten. »

L'après-midi, la Chambre des Députés se réunissait. Deux ordres du jour furent déposés l'un par les libéraux et les socialistes qui proclamait la déchéance de la dynastie, l'autre par la droite qui proposait de soumettre la question à un référendum. Le président de la Chambre, François Altwies, un membre de la droite, refusa de mettre au vote la motion de la gauche avec l'argument que la personne de la grande-duchesse était selon la Constitution sacrée, irresponsable et inviolable.

Pendant la nuit, Altwies réunissait les représentants des partis libéral, socialiste et catholique pour trouver un compromis. On envisagea trois solutions : l'abdication de la grande-duchesse au profit de sa sœur Charlotte ; l'abdication de la grande-duchesse et l'organisation d'un référendum sur le régime à venir ; la suspension provisoire de la grande-duchesse et l'organisa-



d'un référendum. Cette dernière proposition provenait du député-maire socialiste Luc Housse. Les partis de gauche rejetèrent tout compromis, le bloc de la droite révéla les premières fissures entre partisans du maintien de la grande-duchesse Marie-Adélaïde et partisans de la solution Charlotte. La question du référendum comportait des risques pour chaque camp. Tout dépendait du moment et de la question posée. Selon le cas, le vote populaire pouvait n'être que la confirmation d'un fait accompli.

Le mercredi 13 fut le jour de la décision. Le matin, le conseil des ministres constitua un conseil de régence pour le cas où la déchéance serait prononcée, dont devait faire partie le président du Conseil d'État Vannerus, le président de la Chambre Altwies, ainsi que Maurice Pescatore et Jean-Pierre Probst pour les libéraux et les socialistes.¹³ L'après-midi, la Chambre se réunissait. Pendant que le destin du pays se décidait dans la salle, la place Guillaume était envahie par des milliers de cheminots venus s'informer de la reprise des chemins de fer par l'État.

Manifestement tout n'allait pas comme prévu ni aussi vite qu'on avait espéré. Il fallait donc que les citoyens concernés s'en mêlent. Le cortège emmené par Aloyse Kayser se dirigea vers le bâtiment de la Chambre des députés, où les représentants de tous les partis se hâtèrent de donner leur accord aux cheminots. Ceux de droite ajoutaient cependant : à condition qu'ils ne se mêlent pas de la question dynastique.

Dans l'enceinte du Parlement, le député nationaliste indépendant Pierre Prüm avait eu vent de ce qui s'était discuté pendant la nuit. Il eut le coup de génie de proposer aux cinq députés du Parti populaire de reprendre à leur compte le compromis proposé pendant la nuit par le socialiste Luc Housse, à savoir la suspension de la grande-duchesse, celle-ci devant s'abstenir de faire usage de ses droits souverains dans l'attente du référendum qui devait statuer sur son destin. Cette manœuvre de dernière minute permit au gouvernement de retrouver la majorité qui lui échappait. L'abdication de la dynastie fut rejetée à une majorité courte de 21 voix contre 19 et trois abstentions, dix députés étant absents.

L'affrontement se terminait en demi-teinte. Pendant trois jours, les républicains avaient occupé seuls le terrain, sans rencontrer de véritable résistance. Le gouvernement reculait, cédait sur tous les fronts. La monarchie était ébranlée, mise entre

parenthèses mais non abolie. Le gouvernement n'avait plus de majorité véritable mais il était toujours là. Le pays s'installait dans le statu quo, le provisoire, la paralysie, à mi-chemin entre plusieurs solutions contradictoires.

Les républicains s'étaient engagés sur le terrain glissant du parquet parlementaire avec ses alliances insolites et ses retournements subits. Tout était allé trop vite. Il devenait de plus en plus évident qu'il ne suffisait pas de remplacer à la tête de l'État une personne choisie pour sa naissance par une personne élue. La république devait faire son entrée dans les entreprises et dans la vie quotidienne. La crise dynastique était loin d'être résolue, la crise sociale s'annonçait. Après quatre ans d'occupation et de silence forcé, le temps de la fermentation était arrivé.

¹ L'article était signé A. Le lendemain (c'est-à-dire le 9 novembre 1918), un article similaire, non signé parut sous le titre « Die Neue Zeit ». Le 7 décembre, un second article parut sous le titre « Die Neue Zeit », signé par Frantz Clément.

² Nikolaus Welter, *Im Dienste. Erinnerungen aus verworrenen Zeit*, 1926, p. 31.

³ Les affiches et tracts annotés par Nik Wampach se trouvent aux Archives Centre Jean Kill, dossier Documents 1900-1940.

⁴ Emil Eiffes, *Die revolutionäre Bewegung in Luxemburg*, 1911, p. 16.

⁵ J.P. Rasquin ne figure pas parmi les signataires, mais joue un rôle actif dès le lendemain.

⁶ Indications reçues de Jean Stoll ou contenues dans l'article « Luxemburgische Revolutionsgeschichte », *Luxemburger Wort*, 19.11.1918.

⁷ *Luxemburger Wort*, 9.11.18 : « Zu den Expansionsbestrebungen in der Luxemburger Eisenindustrie » et 11.11.18 : « Stimmen aus der Leserwelt ».

⁸ Voir aussi l'étude de Mohamed Hamdi : « Die luxemburgische Schwerindustrie während des Ersten Weltkrieges » dans *Terres Rouges*, volume 5, 2018, p. 8-83.

⁹ Cf. l'article « Jean Schlumberger » de Tony Bourg dans le *Lëtzeburger Land* du 9.11.1962.

¹⁰ Auguste Collart, *Sturm um Luxemburgs Thron*, 1959, p. 217.

¹¹ Henri Wehenkel, « Aloyse Kayser » dans *FNCTFEL : 75 Joer Landesverband*, 1984, p. 209-232.

¹² Janine Wehenkel-Frisch, « *Der Arme Teufel* », *Monographie d'un journal socialiste luxembourgeois*, 1978.

¹³ Cf. : Nikolaus Welter, p. 53. Le Conseil de régence aurait été composé de Vannerus, Altwies, Pescatore et Probst.



René Stoll, un des leaders du Conseil des ouvriers et paysans, avait été champion de saut en hauteur

Chornique Internet

Purge prude



Page d'accueil de Tumblr. Trop d'érotique ?

Jean Lasar

Tumblr, une des plateformes les plus originales et les plus rafraîchissantes du Net, a annoncé qu'elle allait proscrire à compter du 17 décembre les contenus dits « adultes », suscitant les protestations de nombreux utilisateurs qui regrettent qu'elle se soit pliée à un diktat d'Apple.

Seront bannis les visuels, notamment les photos, vidéos ou GIF, « explicites », ainsi que les illustrations dépeignant des actes sexuels. La plateforme a précisé que seront interdites les images montrant des organes génitaux et plus spécifiquement des tétons féminins (« female-presenting nipple »). Les utilisateurs contrevenant à cette règle verront leur compte requalifié comme « privé », ce qui signifie qu'ils seront les seuls à pouvoir le consulter.

Par rapport à Facebook, Twitter, Instagram ou Snapchat, la plateforme est restée une niche, avec moins de 25 millions d'utilisateurs. La culture qui s'y est développée depuis son lancement il y a onze ans est à part : on y trouve un esprit jeune, frondeur, politiquement orienté plutôt à gauche, avec beaucoup de contenus visuels très spécialisés, notamment des photos historiques et collections thématiques qui ne sont à la fois visibles et recherchables qu'ici, et une communauté de créateurs de GIFs animés exceptionnellement doués.

C'est sur Tumblr qu'on trouve par exemple les meilleures photos de jazz ; c'est ici qu'on va dénicher l'improbable cliché d'un loup tenant dans sa gueule une tranche de pastèque, ou des galeries d'images de mode anglaise classique masculine dignes des magazines les plus exigeants.

Alors que des purges de pruderie ont contraint d'autres réseaux de partage de contenus à mettre en place des filtres fins pour exclure tout soupçon de pornographie, Tumblr avait jusqu'ici résisté, devenant de facto un refuge pour les amateurs de contenus explicites, des photos de charme aux vignettes porno, y compris sous leurs aspects les plus crus. C'est ici que se retrouvent notamment des communautés LGBTQ et féministes qui y partagent des visuels et des témoignages dans un contexte relativement protégé.

De fait, la place des contenus de nature explicitement pornographique y a fortement augmenté ces dernières années, même si ceux qui les publient représentent une part infime de ses membres actifs : ces contenus sont publiés notamment par des « pornbots » qui essaient d'utiliser la plateforme pour attirer des chalands vers des sites payants spécialisés. C'est la raison pour laquelle Tumblr avait acquis ces dernières années une réputation de « NSFW » (*not suited for work*) – sans pour autant perdre de son attrait auprès de son noyau d'aficionados. Il est intéressant de noter que la plateforme est d'ores et déjà intervenue sur son moteur de recherche, faisant en sorte qu'une recherche de l'acronyme NSFW ne retourne plus aucun résultat.

Ce qui a provoqué ce virage politiquement correct de Tumblr est un ultimatum d'Apple, qui en novembre a exclu l'application de l'Apple Store en faisant valoir l'existence sur la plateforme de pornographie infantile (Tumblr reste disponible sur le Play Store d'Android). Plutôt que d'essayer de filtrer manuellement ce qui relève de cette catégorie, les animateurs de Tumblr ont opté pour un grand coup de balai dans l'espoir de rentrer dans les clous de la bien-pensance façon Apple – au risque d'aliéner leurs utilisateurs, y compris ceux pour qui les contenus adultes n'étaient qu'un phénomène secondaire.

La communication de Tumblr prend soin de protéger de la censure tous contenus textuels et assure que les images d'objets érotiques et la nudité artistique échapperont à la censure. Mais à en juger par les réactions des utilisateurs ces dernières semaines, de nombreux contenus ont été signalés de manière erronée. Les premières victimes collatérales de campagnes de pruderie sont, habituellement, les images promouvant l'allaitement maternel ou d'éducation sexuelle.

Il n'est pas certain que les communautés de Tumblr lui restent fidèles après cet épisode, ce qui mettrait en péril la plateforme elle-même. Tout cela pour assurer la présence de l'app Tumblr sur les téléphones et tablettes d'Apple ?

Die kleine Zeitzeugin

Kommt dir aus Belgien, Frankreich, Preisen!

Michèle Thoma

Wundersame Neuigkeiten dringen in alle Welt, die Welt ist etwas verwirrt: Wie denn jetzt, paradiesisches Treiben statt *Panama Papers*? Klar, Kapital, Konzerne, Korruption, murren einige, die können es sich leisten. Aber schon kriegen viele Lust einzusteigen in die Bilderbuchstraßenbahn im Bilderbuchland, in dem kiffende Kängurus öffentlich verkehren, gratis geschenkt auch noch, selbstverständlich auch Nicht-Keng-Gurus und Nicht-Kiffer_innen, selbst Hornochsen werden nicht ausgegrenzt. Schon haben sie Lust, einen kräftigen Zug zu nehmen und in gastfreundlichen Zügen über Land zu schweben.

Alte Ex-Pat, die auswanderte, weil der Überlebenstrieb sie daran hinderte, sich hinter Steuer eines sich mit übermenschlicher Geschwindigkeit fortbewegenden Gefährts zu klemmen, was wiederum das Überleben extrem erschwerte, reibt sich die Augen. Ex-Pat, die sich erinnert, wie man von eigenartigen Männern munkelte, die sich mit Vorliebe in nächtlichen Stadtparktoiletten aufhielten, reibt sich die Augen. Plötzlich sind erstaunlich viele ihre Landsleute coole Kängurus, sie strotzen vor Vernunft. Ex-Pat, die immer wieder von Mitmenschen hörte, deren Behausung von bewaffneten Einheiten gestürmt wurde, während sie seelenruhig im Kosmos weilten, reibt sich die Augen. Um sein Bewusstsein zu erheitern, muss Mensch also bald nicht mal mehr eine offizielle Krankheit vorweisen.

Welche Aboriginee, zumindest von der Sorte, die noch in der Hölle sozialisiert wurde, hätte sich in den tollkühnsten Träumen so etwas träumen lassen? Hätte auch nur die leiseste Ahnung haben können von dem, was in den *Think Tanks* des Landes, das das goldene Kalb anbetet und dessen Heilige Kuh Automobil heißt, ausgeheckt wird?

Diese Aboriginees stammen schließlich noch aus der Tankstellen-Ära. Für Gemütlichkeit sorgten höchstens Fixer_innenstuben, und wer keinen Führer_innenschein vorwies, blieb einfach auf der Strecke. Die mit Führer_innenschein blieben liegen. Öffentliche Verkehrsmittel waren für Arme, Alte, Ausländer_innen. Einheimischer suchte sie aus dem gleichen Grund auf wie öffentliche Aborte, nur wenn es sein musste. Oft rochen sie auch so. Die Züge waren Schrottmobile, nicht ohne ein gewisses Flair, eine muffig-uringschwängerte Ge-

Manna, Mekka und Hosanna, wer braucht noch albernes Nation Branding?

mütlichkeit immerhin. Abgesehen davon waren es harte und freudlose Zeiten. Es war die Betonzeit, dann wurde auch noch die Gottesdroge abgeschafft, als Substitut gab es den Weihnachtsmarkt. Damit es nicht zu sachlich wurde wurde es immer lustiger. Die Menschen stopften sich voll mit Anti-Deep-Pressiva und waren infolgedessen sehr anti-deprimiert, fanden alles mega, super und flott, ehe sie rudelweise von Brückensprangen.

Obschon sie sich ja wirklich alle Mühe gaben, zu flüchten, rette sich wer kann. Es war wie immer bei Flüchtlingen, nur wer über die notwendigen Mittel verfügen, schafft es. An sanfte Gestade, wo authentische Menschen sich lächelnd ihrer annehmen und sie keineswegs nur ausnehmen. Echte Gefühle. Sie nahmen ihre Beine oder wenigstens ihre Kohle in

die Hand und kauften sich Flügel, eine Hacienda, einen Lebensfeierabend. Wer noch nicht dauerhaft hatte, buchten wochenends echte Städte mit echtem Leben. Nur raus!, hieß die Devise.

Und jetzt? Woodstock ist ein Museum, San Francisco ein gebirgiger Ort, in dem Rentner_innen nicht gratis Straßenbahn fahren, Amsterdam ist so clean wie ein Online-Tulpenshop.

Jetzt also Luxemburg. *The green, green grass of home*, Manna, Mekka und Hosanna, wer braucht noch albernes Nation Branding? Der *Aargauer Bote* berichtet und der *Guardian* und der *Standard*, und Bernie Sanders liket.

In Luxemburg wird ein bisschen gemeckert, dass Bahn und Bus noch nicht sekundlich vor sämtliche Füße rollen, zu schön hält Mensch einfach nicht aus. Als wäre es nicht ein riesengroßer Schritt für Luxemburg, als würde der riesengroße Schritt seinen ekligen, ökologischen Monster-Fußabdruck nicht zum Schrumpfen bringen. Als wäre es nicht ein ziemlich großer Schritt für die Menschheit.

Und niemand muss in den Weltraum.



Ganz früher gab es schon mal eine Tram. Aber das Billet kostete was

Zu Gast

Gemeinwohl-Wachstum

Martine Hansen

Um es gleich vorweg zu sagen: Das neue Koalitionsabkommen von Blau-Rot-Grün ist kein großer Wurf. Lediglich die Anzahl der Seiten ist beachtlich. Klein ist hingegen die nicht erkennbare Vision im Sinne eines zusammenhängenden Zukunftskonzepts für unser Land. Und mehr noch für die Menschen, die in Luxemburg arbeiten, wohnen, leben.

Das Abkommen ist zwar ein Sammelsurium von teilweise zu begrüßenden Einzelmaßnahmen. Aber es fehlt der rote Faden. Und es geht am Alltag vorbei. Es ist somit eine verpasste Chance, die Zukunft unseres Landes in wirtschaftlich guten Zeiten nachhaltig vorzubereiten. Insofern stellt es bestenfalls den kleinsten gemeinsamen Nenner der drei Mehrheitsparteien dar. Aber im Grunde ist es noch nicht einmal das: Es ist ein Zweck-Abkommen für eine Zweck-Regierung.

Dabei liegt die offene Ordnungsfrage für die Zukunft von Land und Leuten auf der Hand: Es ist die Frage des Wachstums, das – aus welchen Gründen auch immer – im Regierungsprogramm kaum eine Rolle

spielt. Vielleicht, weil gerade hier kein gemeinsamer Nenner gefunden wurde.

Für uns jedoch ist klar: Ohne eine belastbare Wachstumsvision werden wir keine Antworten auf die Zukunftsfragen – Wohnungsbau, Landesplanung und Mobilität, Wirtschaftspolitik und Finanzen, Soziales und Umweltschutz, Bildung und Gesundheitspolitik – geben können. Ein bisweilen durchaus sympathisches Schönwetterpaket reicht da nicht aus. Das Scheckbuch kann politische Substanz nicht ersetzen.

Aus diesem Grund hat sich die CSV die schwierige Wachstumsfrage als Leitmotiv ihrer Kritik ausgesucht. Denn für uns ist Wachstum weder Allheilmittel noch Teufelswerk. Es ist vielmehr ein Neutrum, das politisch-gesellschaftlich gestaltet werden will. Unser Land mitgestalten wollen wir im Übrigen auch als konstruktiv-kritische Opposition innerhalb unserer parlamentarischen Demokratie. Dabei wünschen wir uns durchaus auch einem engen Dialog mit einer immer aktiveren Bürgergesellschaft.

Unser Leitbild ist ein neues Wachstum vor allem der Produktivität in unserem Land. Ein Sowohl-als-auch-Wachstum, das quantitativ und qualitativ zugleich ist. Und somit auch ein nachhaltiges Wachstum der Lebensqualität für die Bürger. Das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts hat also keineswegs ausgedient. Es muss aber um nachhaltige und soziale Faktoren ergänzt werden. Nichts anderes will im Üb-

rigen die nachhaltige und soziale Marktwirtschaft, der wir uns als CSV verpflichtet fühlen. Und die wir, in Bezug auf Luxemburg, im digitalen Zeitalter neu deklinieren wollen.

Aber das können und wollen wir nicht im politischen Elfenbeinturm tun. Wir wollen vielmehr ein Wachstum, das die Menschen mitwachsen lässt. Ein Wachstum, das das Leben der Menschen erleichtert statt erschwert. Ein Wachstum, das auch zu Land und Leuten passt. Und das auch das Miteinander in unserer Gesellschaft wachsen lässt.

Kurzum: Was wir anstreben, ist ein modernes Wirtschaftswachstum mit Mehrwert für die Menschen. Denn nur so macht es Sinn. Nur so ist es menschengerecht. Das bedeutet auch, dass Wachstum kein Selbstzweck ist. Es ist lediglich Mittel zum Zweck. Denn der Zweck unserer Politik ist der Bürger und seine Bedürfnisse in einer offenen und gemeinschaftlichen Gesellschaft.

Insofern ist das Ziel des „intérêt général“ im Regierungstext zu kurz gegriffen. Unser Ziel ist vielmehr das Gemeinwohl. Ein Gemeinwohl, das mehr ist als die Summe aller Einzelinteressen, das aber deshalb noch lange nicht mehr kosten muss. Denn es beinhaltet überdies sowohl eine Wellbeing- als auch eine nicht messbare Werte-Dimension, die aber sehr wohl auch wachsen kann. Für dieses Gemeinwohl-Wachstum steht die CSV.



Parfois, il faut faire un pas en arrière et se demander ce qui est vraiment essentiel dans son métier et dans la vie. *The big picture*, quoi. Par exemple en architecture et sa binarité entre plein et vide, ouverture et structure. Pour faire cela, l'architecte Jim Clemes travaille depuis plusieurs années avec le plasticien, peintre et sculpteur Nico Thurm (*1938), qui le conseille sur les formes et les concepts. Le pont de la Nordstrooss ou le château d'eau de Gasperich sont leurs collaborations les plus remarquables. Pour documenter leur travail et honorer l'implication du rigoriste Thurm, Jim Clemes vient de publier, en collaboration avec Mediart, un beau livre consacré à son ami artiste qui, sur 262 pages (et dans une mise en pages un peu chaotique), reprend des reproductions d'œuvres, un entretien avec l'artiste, sa biographie et des textes de critiques d'art (Lee Kozlik, Lucien Kayser, Christian Mosar). En vente en librairie, 40 euros. jh

Luxemburgensia

Amis du musée

Avec le livre *Djijo et Mina*, le Mudam se lance dans la pédagogie pour les tout petits. Dans cet album illustré, qui sort pour les fêtes de fin d'année, Elsa Rauchs (pour le texte) et Isabelle Marmann (pour les illustrations) racontent l'amitié entre un passereau sauvage, Djijo, et le canari Mina, qui habitait une volière installée au... Mudam. Une fois Mina libérée, les deux oiseaux exploreront le musée, son architecture emblématique et ses œuvres les plus connues – de la fontaine *Many spoken words* de Su-Mei Tse en passant par le tas de terre de Joe Scanlan jusqu'au *Bottle Messenger* de Nari Ward. Le tout avec une visée didactique évidente. « Est-ce que tu te souviens de la boîte dans laquelle Djijo a trouvé Mina ? » demande la narratrice à la fin, des boîtes qui regorgent d'œuvres d'art que l'on en sort parfois. Le livre est lancé avec des lectures par Elsa Rauchs demain, samedi 15 décembre, en matinée (en anglais, luxembourgeois et français) et une exposition des dessins d'Isabelle Marmann. D'autres lectures suivront en février (pour plus d'informations : mudam.lu). jh



Architecture



Nouveaux challenges

Le Prix Mies van der Rohe est le plus important prix d'architecture en Europe et depuis quelques années, grâce à l'implication de l'Ordre des architectes et des ingénieurs-conseils, le Luxembourg a un pied dans la porte. Ce mardi, 11 décembre, les organisateurs ont annoncé les projets nominés. Parmi les 383 ouvrages en lice, construits dans 38 pays différents, il y a aussi cinq nominés luxembourgeois. Ont été retenus la résidence Lumen de Diane Heirend à Luxembourg-Ville (photo), tout comme le Showroom Norbert Brakonnier du bureau A+T Architecture (voir *d'Land* 47/18), le pont pour piétons et cyclistes suspendu sous le Pont Adolphe de Christian Bauer, le Luxembourg Learning Centre de François Valentiny à Esch-Belval ou le Lycée pour professions de santé de Tatiana Fabeck à Ettelbruck. Un jury international analysera tous les dossiers pour ne retenir que quarante projets pour la deuxième phase, en janvier 2019, puis en visitera cinq en avril. Le prix est doté de 60 000 euros, mais donne surtout un énorme coup de projecteur aux récipiendaires (pour suivre le processus et regarder toutes les constructions nominées, se reporter sur eumiesaward.com). jh

Art contemporain

Ce monde parodique

À peine son excellente exposition personnelle chez Alex Reding terminée (voir *d'Land* du 21 septembre), l'artiste belgo-luxembourgeoise Aline Bouvy (*1974) en inaugure une autre chez Albert Baronian à Bruxelles. Mais Aline Bouvy n'est pas du genre à montrer deux fois la même chose, à ressortir les mêmes œuvres. On cherchera donc en vain ses rats en jesmonite blanche qui avaient fait fureur au Föschmaart à Bruxelles. Pour *Bestinado*, d'après une série de sculptures du même nom, Aline Bouvy a réalisé de nouvelles œuvres en jesmonite : des pieds surdimensionnés collés aux murs de la galerie (photo du haut, galerie). *Bestinado* fait référence à une pratique de torture consistant à frapper la plante des pieds avec un bâton ou un fouet. En outre, l'artiste a réalisé des piercings brillants gigantesques pour embellir la galerie (photo du bas) et une série d'œuvres sur le thème de la fécondité (jusqu'au 22 décembre ; albertbaronian.com). jh



Musiques



Lose what remains of your brain

La première chose que la nouvelle ministre de la Culture Sam Tanson (Déi Gréng) a remarquée lors de la toute première conférence de presse à laquelle elle a assisté dans sa fonction, mardi matin pour le bilan du bureau export Music:LX, était l'absence de femmes (dans leurs panels de décideurs, d'employés et lauréats). Pourtant, la musique s'est féminisée comme peu d'autres domaines culturels ces dernières années. Ainsi, dans nos pays voisins, des femmes fortes se sont imposées avec leurs styles bien à elles ces derniers temps. Pensez à Chris(tine and the queens), qui est passée à la Rockhal en octobre, Sophie Hunger, vu à Neimënster ou Kate Tempest. Ce dimanche, 16 décembre, Den Atelier accueille pour la deuxième fois, après 2015, l'emblématique Jeanne Added, en tournée avec son nouvel album *Radiate*. La Française Added (*1980) a une formation classique d'auteure-compositrice et écrit des chansons féministes et *punchy*, où l'électro furieuse se mêle à sa voix cristalline (*A war is coming*, hymne annonciateur d'une ère cruelle). *Radiate* est plus léger et plus paisible que *Be Sensational* de 2015 (photo : Lulu Laberlu/Instagram). jh

Politique

Aides à la production VS allocations chômage

Et si la crise actuelle du cinéma luxembourgeois (voir *d'Land* du 22 juin et du 5 octobre) était surtout une crise financière des producteurs ? C'est ce que laisse entendre l'audit du Film Fund commandité par l'ancien et nouveau ministre de la Communication et des Médias Xavier Bettel (DP), réalisé par la société Value Associates, qui est gardé secret jusqu'à nouvel ordre et dont le *Land* a pu se procurer un exemplaire (photo : TPC). L'opinion globale de l'auditeur, qu'il s'est forgée en analysant des statistiques, en assistant aux réunions du comité de sélection et en s'entretenant avec les membres du Film Fund ou des représentants des parties concernées (producteurs, réalisateurs, techniciens...) est favorable, avec quelques observations ponctuelles sur certains dossiers. Mais c'est dans son appréciation détaillée des aides financières directes aux productions audiovisuelles que la société dirigée par Manuel Baldauff semble étonnée du manque d'économicité des sommes investies. Par exemple sur ces hypothétiques « retombées économiques » toujours invoquées par les producteurs. Value estime que sur les 127 millions d'euros investis en aides directes depuis le changement de la loi en 2014 – donc en quatre ans –, et après déduction des impacts primaires (impôts et charges sociales) et secondaires (TVA, services, etc), la dépense nette s'élève à 89 millions d'euros. Mais, note l'auditeur, « un arrêt hypothétique des [aides] engendrerait des dépenses d'un ordre de grandeur similaire » en allocation chômage. Donc actuellement, l'État se payerait le luxe d'une industrie du cinéma pour ne pas devoir indemniser des artistes et techniciens au chômage ? Ce qui cimenterait l'idée qu'il s'agit en fait d'un « cinéma d'État ». Comme 90 pour cent des aides sont versées durant la phase de production, les volets de la promotion et de la distribution ne sont guère développés, regrette Value. En plus, 80 pour cent des aides vont à dix sociétés de production (Samsa, Iris, Fabrique d'images, Bidibul, Melusine, PTD, Calach, Tarantula, Amour Fou et Deal), le nombre de productions « suit une dynamique exponentielle » (p.65), mais « les films attirent de moins en moins de visiteurs » (p.66). Le nombre de spectateurs par film financé n'oscillerait plus qu'autour de 2 700 personnes (p.68). Le large débat sur la production audiovisuelle et son bienfondé, promis par Xavier Bettel, s'annonce pour le moins tumultueux. jh



Cinéma

Liens fugitifs

L'adoption est un parcours du combattant au niveau administratif et psychologique, pour l'enfant, pour les parents et pour tous les intermédiaires. Dans son deuxième long-métrage, *Pupille*, l'actrice-réalisatrice Jeanne Herry met en scène une partie de ce processus comme enchaînement de liens fugitifs.

À commencer par cette jeune femme de 21 ans (Leïla Muse) qui se présente à l'accueil de la maternité de Brest pour accoucher sous X. Animée par des motifs personnels qui ne seront pas précisés davantage, elle refuse de prendre son nouveau-né dans les bras et n'arrive pas à développer un lien avec lui. Ensuite, c'est au tour d'une jeune infirmière (Stéfi Celma) de s'occuper du petit Théo pendant que l'assistante sociale Mathilde (Clotilde Mollet) officialise l'abandon de l'enfant par la mère. S'ensuit un séjour chez Jean (Gilles Lellouche), un assistant familial qui accueille le petit garçon dans sa maison sous la supervision de l'éducatrice spécialisée Karine (Sandrine Kiberlain). Pendant ce temps, Lydie (Olivia Côte) et ses collègues voient régulièrement les personnes ayant déposé des dossiers en vue d'une adoption. Au bout de huit ans c'est finalement le grand jour pour Alice (Élodie Bouchez), le moment qui ouvre le film. C'est elle qui est choisie comme nouvelle maman pour Théo.

C'est presque à la manière d'une documentariste, sans surplus émotif, que Jeanne Herry expose dans un premier temps les nombreux personnages et leurs rôles. Peu à peu seulement, le scénario issu de sa propre plume, approfondie les liens entre les protagonistes. L'engagement de l'assistante sociale qui réfléchit jour et nuit sur le sort du pupille, l'acharnement de la psychologue Sophie (Judith Siboni) lorsqu'il s'agit du bien-être mental du bébé et les sentiments enfouis de Karine, en plein divorce, pour son collègue Jean, révèlent doucement le thème général du film.

C'est de notre besoin d'affection dont nous parle *Pupille* dans toute sa sensibilité et son soin du détail. Jeanne Herry nous donne un aperçu rarement vu des procédures qui suivent l'abandon d'un enfant tout en évitant le jugement et l'apitoiement. En montrant les différents acteurs comme maillons fiables et engagés d'une longue chaîne, elle dresse une image optimiste du système d'aide sociale et d'un sujet au potentiel dramatique. Le petit Théo et son ressenti restent toujours au centre de l'attention. Même si les moyens d'expression sont limités à deux mois d'âge, la réalisatrice réussit à démontrer que le bébé sait faire part de ses sentiments.

Les grandes émotions font surface à la toute fin lorsque Théo quitte son papa temporaire pour rencontrer sa nouvelle mère pour la première fois. C'est à ce moment, au bout de huit ans de combat pour son personnage, qu'Élodie Bouchez révèle une fois de plus la force de son jeu d'actrice, dans la vague d'émotions qui submerge Alice. C'est à ce moment-là aussi que l'on réalise l'ampleur de l'effort fourni par l'assistant familial, qui adopte l'enfant tout en devant le laisser partir le moment venu. Fränk Grotz

Un scénario très bien construit porté par des acteurs exceptionnels font de *Pupille* un grand film non-sentimental sur l'affection

Theater

Liebe ist schön



Illustration von Lynn Cosyn für *Ein Känguru wie Du*

Ines Kurschat

Fernand Kartheiser hat Angst vor schwulen Kängurus. Genauer: Er fürchtet, dass ein Kinder-Theaterspiel um ein schwules Känguru seine heterosexuelle Familiennorm in Frage stellt. Deshalb fragt er in einer parlamentarischen Anfrage Bildungsminister Claude Meisch (DP), Kindern Stücke über „heterosexuelle, traditionelle und natürliche Familien“ zu zeigen, in denen deren Lebensmodell „positiv dargestellt“ wird.

Vielleicht war Kartheiser nie in Australien oder er hat in Biologie nicht aufgepasst. Sonst wüsste er, dass es auf der Erde rund 1 500 Tierarten gibt, die Homosexualität ausleben, darunter Kängurus, schwule Plattwürmer, lesbische Giraffen oder Zwergschimpansen. Und das sind nur die bekannten. Vor zwei Jahren wurde erstmalig ein lesbischer Sexakt bei Berggorillas dokumentiert. Homosexualität ist ein Tabuthema. So wie manche Politiker glaubten Biologen lange, Sex diene nur der Fortpflanzung. Dabei geht es beispielsweise auch darum, das soziale Miteinander zu klären. Oder es macht den Tieren einfach Spaß.

In *Ein Känguru wie Du*, das im November im Kapuzinertheater und ab Februar in der Abtei Neimünster aufgeführt wird und das auf dem

Im Theaterstück *Ein Känguru wie Du* der Kinderbuchautoren Ulrich Hub und Jörg Mühle geht es um Homosexualität, vor allem aber um Liebe, Solidarität und Menschlichkeit

gleichnamigen Kinderbuch von Ulrich Hub und Jörg Mühle basiert, geht es um Homosexualität, in erster Linie aber um Solidarität, Liebe und Menschlichkeit. Die Zirkustiere Pascha, ein weißer Tiger, und Lucky, ein schwarzer Panther,

verlassen ihren Dompteur, weil der schwul sein soll. Auf ihrer Suche nach einem neuen Trainer landen sie in einer Bar, wo sie Django treffen, ein muskulöses Känguru. Ein „echter Mann“, ein Preisboxer, der weiß, was ein linker Haken ist. Dann stellt sich heraus: Django ist schwul.

Die Geschichte, die der Service de Coordination de la recherche et de l'Innovation pédagogiques et technologiques in Absprache mit den regionalen Schuldirektionen Grundschulern des dritten und vierten Zyklus anbietet, ist eine intelligente gut gemachte Auseinandersetzung mit Liebe, Freundschaft und Klischees über Männlichkeit, etwa wenn Django über seine neue Freunde lacht, weil die sich „wie kleine Mädchen“ genießen, ihre Kunststücke aufzuführen, oder wenn die Großkatzen Tränen unterdrücken, obwohl sie ihren Trainer vermissen. Obschon für Kinder ab acht Jahren geschrieben, sind Erwachsene ebenfalls eingeladen, sich wie Pascha und Lucky mit ihren Vorurteilen auseinandersetzen: JedeR von uns hat den einen oder anderen dummen Spruch gehört oder selbst vom Stapel gelassen. Um Lehrkräfte zu unterstützen, das Thema altersgerecht aufzuarbeiten, hat das Ministerium mit dem schwul-lesbischen Informationszentrum Cigale ein pädagogisches Begleitheft für den Unterricht entwickelt. Die ersten Rückmeldungen der Lehrkräfte auf die Vorführung im November waren laut Script positiv.

Bei Kartheiser helfen wohl weder Stück noch Begleitheft: Heterosexuell sei natürlich, schreibt er, ergo muss Homosexualität (für ihn) unnatürlich sein. Unterschwellig, so wird deutlich, ist der ADR-Abgeordnete dafür, dass Homosexualität weiterhin gesellschaftlich tabuisiert wird. Ab da ist es nicht mehr weit, bis Menschen ausgegrenzt oder wegen ihres Andersseins verfolgt werden. Die ADR ist für die Abschaffung der Homoehe.

Kartheisers Anfrage wurde auf den sozialen Netzwerken empört kommentiert und x-mal geteilt. Ein klassisches Eigentor also. Diese Woche feierte die Welt den 70. Geburtstag der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Entsprechend unmissverständlich fiel die Antwort des Bildungsministers aus: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren“, zitiert Claude Meisch den Ersten Artikel der Erklärung. Es sei die Aufgabe der Schule, den Kindern die Menschenrechte zu vermitteln.

Luxemburgensia

Un autre voyage en Iran

Lucien Kayser

Cela pourrait faire des jaloux. Page sept de son livre sur l'Iran, *Die Allee der Zähne* (on reviendra sur le titre), paru chez Cappybarabooks, après que des extraits en eurent paru sur son blog, furent repris dans *Zwischen Berlin und Beirut. West-östliche Geschichten*, Guy Helminger nous fait voir son visa de la République islamique ; il lui fut attribué par le consulat de Francfort, pour la période du 5 février 2007 au 6 mai, par le « Third Consul ». Preuve irréfutable de son séjour, de la véracité du voyage et de son compte rendu. Ce qui n'est pas donné à tout le monde. En effet, plus de visa dans le passeport (ce qui est en fait gentil et fait l'économie au voyageur d'émmerdements avec d'autres pays, suivez le regard), mais une simple feuille de papier qu'on garde avec soin et remet le jour du départ. Comme preuve, il ne reste que la carte d'embarquement, de Shiraz par exemple pour Doha.

On n'enviera pas à Guy Helminger les circonstances de son départ. Des falafels, ça peut être bon, ça peut également être porteur de bactéries et provoquer une intoxication alimentaire. Vite à l'hôpital, à Téhéran même, on remet en forme le pauvre patient, juste assez pour lui permettre de prendre l'avion. C'est à Cologne qu'il sera soigné définitivement.

Voilà pour les tenants et aboutissants d'un séjour de trois semaines en Iran, à Téhéran principalement, sur invitation du Goethe-Institut, pour un échange avec Amir Hassan Chehel-tan, romancier iranien. La date a son importance, 2007, nous sommes dans les années noires du président Ahmadinejad ; depuis, des choses ont changé, c'est certain, et si Chehel-tan à l'époque n'était guère bien vu, aujourd'hui, tels de ses livres ont été traduits.

Guy Helminger relate son voyage en Iran il y a dix ans : ce fut dans les années noires du président Ahmadinejad, en compagnie d'un écrivain iranien

Guy Helminger s'avère un piéton de Téhéran, attentif, bienveillant, ouvert bien sûr, répondant à l'ouverture d'esprit des Iraniens. La politesse, la gentillesse, vieille vertu persane, lui confie une femme, peu enchantée d'avoir à porter le foulard, léger quand même, de teintes claires, imprimé de fleurs, « bittet mich, zuhause zu erzählen, dass die Iraner gute Menschen sind ». Qui semblent en gros s'être accommodés du régime, de son arbitraire d'alors, dont le propre est une menace incertaine mais constante. Cela dit, première surprise, ou non, la présence d'alcool dans les familles, on suggère même que le gouvernement organise la contrebande.

C'est les scènes de la vie de tous les jours qui font la chair du livre, qui font revivre tant de moments, de rencontres, dans la rue, dans un bazar, même si le prétexte n'en est, des deux côtés, que la photographie ; à se demander ce que toutes ces photos prises par les Iraniens avec des étrangers vont devenir. Là-dessus se détachent telles visites, de l'ancien complexe palatial des Pahlavi, du mausolée Khomeini, d'Ispahan. Et après l'observateur et son coup d'oeil de finesse et de vivacité, c'est l'écrivain qui prend la relève.

Ainsi, pour les palais Saâd Abâd transformés en musées comme l'est aussi le complexe du Golestân. Voici l'entrée des premiers, l'allée qui y mène et qui a donné son titre au livre : « Die Allee, die uns hineinführt, lässt in meinem Kopf das Bild zweier überdimensionierter, lippenloser Münder aufblitzen... eine Allee der Zähne. Wir werden zerkaut, noch ehe wir es merken. » De même pour la traversée du désert, entre Téhéran et Ispahan, où il faudrait citer tout le passage. Juste ces quelques lignes : « Die Berge im Hintergrund tragen nun Schnee auf den Gipfeln, schälen sich deutlich aus dem flirrenden Hitzemantel, der sie umgibt. Dan wird der Boden ebenfalls weiss. Zuerst nur zungenweis; langgezogene Flecken liegen verstreut wie die sichtbaren Zeichen einer Pigmentstörung über der erdigen Haut, schliesslich zieht sich das Gesicht einer 'Albino-Wüste'./ Salz! Wir fahren durch ein Salzwüste. »

Guy Helminger a été en Iran en février, a vu la neige tomber à Téhéran. Et à Ispahan, les eaux de la Zâyandeh-rud, rivière coupant la ville en deux, coulaient sous les ponts anciens. Plus rien de tel le mois dernier(voir *d'Land* 49/18). Un lit asséché, et il semble



Le désert et les montagnes enneigées

que ce ne soit pas provisoire. Ce qui n'a pas empêché les ponts, avec leurs arches, de fonctionner comme des lieux de rencontre, il y résonnait à défaut du clapotis une musique remontée de très loin.

Guy Helminger: *Die Allee der Zähne. Aufzeichnungen und Fotos aus Iran*; Cappybarabooks, Luxembourg, 2018 ; 132 pages, ISBN 978-99959-43-17-2 ; 17 euros ; en vente en librairie ou via cappybarabooks.com.

Exposition

Peindre encore

Marianne Brausch

Didier Damiani, est habituellement le « patron » de la plateforme de vente et de location en ligne Art Work Circle. On peut y voir la production de peintres (comme ici à Neimënster), mais aussi d'illustrateurs et de graphistes ainsi que de photo-

graphes luxembourgeois ou vivant au Grand-Duché. Didier Damiani participe aussi avec un stand à l'Art Week ou, en collaboration avec la Ville de Luxembourg pour *Art on the Street*, il a présenté en octobre dernier, les artistes dans des commerces

momentanément inoccupés, le temps du traditionnel week-end du *Mantelonndeg*.

Cette fois, c'est Ainhoa Achutegui, directrice du Centre culturel et de rencontres Abbaye de Neumünster, qui a invité Didier Damiani comme commissaire dans l'enceinte du cloître Lucien Wercollier. Ils sont ainsi neuf peintres au total, dont 24 tableaux sont accrochés à chaque emplacement laissé libre entre deux clés de voûte. Sagement. Le jour de notre visite, un cocktail était en préparation, nous laissant supputer que si Armand Strainchamp et Patricia Lippert font partie de cette sélection de « la jeune création luxembourgeoise » (dixit le texte d'accompagnement de l'exposition), c'est sans doute en guise de locomotives de l'art luxembourgeois qui jusqu'à aujourd'hui, orne souvent salons privés et corridors d'entreprises.

New painting Luxembourg donc. Faisons le tour de l'éventail d'« une exposition de peintures luxembourgeoises ancrées dans le XXI^e siècle », comme l'affirme encore le texte de présentation. Deux acryliques sur toile de Sarah Schleich, montrent des robots ménagers malaxant et pétrissant les lignes d'une nappe à carreaux. On les rangera dans la catégorie féministe et art figuratif. Suit une œuvre de Sarah Lieners, à coup sûr abstraite, comme la série qui suit, mais qui est, elle, d'une facture totalement différente (*Beyond the surface*).

On se demande de manière un peu déroutée, si une artiste peut indifféremment utiliser des stylistiques

Une sélection d'artistes luxembourgeois est actuellement présentée à Neimënster

disparates au même moment temporel de son parcours, quand deux toiles de Frank Jons, qui sont de l'ordre du plaisant et du décoratif (couleurs de peinture et éclats de couleur sur fond or) nous rassurent : l'une des deux s'intitule *Keep on painting*, pourquoi pas ? Suivent les toiles de Rom Lammar qui précèdent *Alien exposure* et *Daphne*, deux techniques mixtes récentes de Patricia Lippert.

Les toiles suivantes de Françoise Ley nous paraissent plus convaincantes et la rangée se termine par un Enrico Lunghi en costume de Superman, gardien de deux biquettes devant le Mudam par Dany Prum. On rit un peu... Mais en tournant la tête, quand on aborde le dernier côté du cloître, là, on se dit qu'est-ce qui fait œuvre ? Qu'est-ce qui fait la différence du travail de Chantal Maquet ? Les sujets ? La chromie ? L'expressivité ?

En regardant *Die Entscheidung* (un rêve onirique), *Gelebte Utopie* (un alignement de maisons individuelles), *Zwei mit Cocker Spaniel*, (deux garçons habillés à l'identique tenant en laisse trois chiens au pelage identique) et *What you see is what you get* (des personnages penchés sur des objets de la



Une peinture de Sandra Lieners dans une niche

société de consommation, sur lesquels se penchent à leur tour, réunis autour d'une table, comme pour étudier un sujet de laboratoire, un groupe d'élèves et leur professeur), on se dit que oui, on peut peindre encore aujourd'hui, « ancré dans le XXI^e siècle ».

L'exposition *New Painting Luxembourg* dure encore jusqu'au 3 février 2018 au Neimënster, 26 rue Münster à Luxembourg-Grund ; ouvert tous les jours de 11 à 18 heures ; www.neimenster.lu.

Ein Interview mit dem Maler Fernand Roda

„Ich bin ein reiner Ateliermaler“

Interview: Florence Thurmes

Nach einer monografischen Ausstellung im Jahr 2012 würdigt die Galerie Schlassgoart in Esch-sur-Alzette den renommierten Luxemburger Künstler Fernand Roda erneut mit einer Ausstellung seiner aktuellen Werke. Der Titel der Ausstellung, *Bësch*, verweist unmittelbar auf das Thema selbst und zugleich auf eins der Leitmotive in Rodas Œuvre. Ausgehend von der Natur – der unberührten Natur wie eben dem Wald, aber auch der von Menschenhand bearbeiteten Natur wie die Agrarlandschaft – lotet er in großformatigen Gemälden die Grenzen zwischen Figuration und Abstraktion aus. Bäume oder Ackerfurchen werden zu Linien, die dem Bild eine klare Komposition verleihen und auf einen abstrahierten Raum verweisen. Um seinen Werken einen persönlichen Duktus und mehr Tiefe zu verleihen, baut Fernand Roda seine Pinsel zum großen Teil selbst. Die hierfür verwendeten groben oder feinen Fasern und Stroh verleihen dem Gemälde eine besondere Struktur und Plastizität, welche ebenfalls durch die einzelnen Farbschichten hervorgehoben wird. Die Werke von Roda sind, wie die Natur selbst, in Zyklen angelegt und erlauben so dem Betrachter, den Blick des Malers auf die Natur und sein Umfeld nachzuvollziehen. Fernand Roda studierte von 1971 bis 1977 an der Kunstakademie Düsseldorf, wo er Meisterschüler von Joseph Beuys war und wo er auch heute noch lebt und arbeitet. *d'Lëtzeburger Land* hat ihn dort getroffen.

d'Land: Herr Roda, wie kam es dazu, dass Sie nach Düsseldorf gezogen sind und heute immer noch in der Kunst- und Modestadt leben?

Fernand Roda: Ich war in Paris und in Mailand für ein Studium angemeldet, wollte mich aber auch an der Kunstakademie in Düsseldorf bewerben. Dort begegnete ich einem Mann im Flur der Akademie, der sich meine Zeichnungen anschaute und zu mir sagte: „Du bist in meiner Klasse“. Da ich bis dahin Joseph Beuys nicht kannte, fragte ich zuerst, wer er denn wäre. Beuys antwortete und sagte, ich solle mich oben im Sekretariat anmelden und sagen, ich wäre in der Beuys-Klasse.

Sie sind relativ früh bekannt geworden und das auf internationaler Ebene. Was waren Ihre ersten Projekte und Ausstellungen?

Zu meinen ersten Ausstellungen zählten *Schlaglichter*, 1979 im Landesmuseum Bonn, eine erste Bestandsaufnahme aktueller Kunst im Rheinland, und ein Jahr später *Nuova Immagine* im Palazzo della Triennale in Mailand, woran auch Künstler wie Longo, Kushner, Cragg, Schnabel und andere teilnahmen. Im selben Jahr stellte ich auch in der Ausstellung *Après le classicisme* in Saint-Etienne neben Stella, Schnabel, Penck, Lüpertz, Kiefer, Clemente, Chia und anderen aus. 1982 wurde ich als Luxemburger Beitrag für die BRD zur *XII Biennale de Paris* im Musée d'art moderne Paris eingeladen.

„In der Natur ist alles enthalten, vom schwarzen Quadrat von Malewitsch bis zum letzten Kitsch, alles ist da.“ Fernand Roda



Fernand Roda

Düsseldorf ist seit langem durch die Kunstakademie geprägt; auch die regionale Umgebung ist reich an kulturellen Angeboten und Plattformen, von Tony Craggs Park in Wuppertal bis zum Museum von Thomas Schütte auf der Raketenstation. Solche Plattformen sind in Luxemburg eher reduziert und die kulturellen Angebote weniger reichhaltig. Wo sehen Sie die großen Unterschiede zwischen der deutschen und luxemburgischen Kulturlandschaft und Kulturpolitik?

In Luxemburg gibt es unzählige *Centres culturels*; so viele gibt es sonst nirgendwo auf der Welt. Auf der anderen Seite existieren wenig alternative Strukturen in Luxemburg, welche bildende Künstler unterstützen. In Deutschland gibt es zum Beispiel das Goethe-Institut und das Ifa, die Künstler ideell und finanziell bei Ausstellungen im Ausland begleiten und ihnen somit die Möglichkeit geben, auch überregional bekannt zu werden. In Luxemburg wird zudem kein Unterschied zwischen angewandter und bildender Kunst gemacht. Wenn angewandte Malerei gut gemacht ist, von einem Schmied oder einem Stuckateur, dann ist es auch Kunst. Es gibt zudem heute ein Gesetz in Luxemburg, welches vorsieht, dass es keine Künstlernamen mehr gibt. Künstlernamen sind nicht mehr akzeptiert; man kann sich nicht mehr eintragen lassen. Viele aber haben Künstlernamen, wie Picasso, César, Baselitz... Früher war das Ministerium für Kultur auch das Ministerium für Agrikultur; unsere Kultur waren Bauern, was damals Sinn machte.

Apropos Agrikultur... Motive wie Ackerbaugeräte oder Gemüse durchziehen seit Jahren Ihre Gemälde, genau wie auch rote, gelbe und braune Farbtöne, die an Ackerbau erinnern. Manche Motive erkennt man sofort, manche sind eher reduziert und lassen mehr Interpretationsfreiheit zu. Das Thema Ackerbau taucht auch in Ihren aktuellen Werken verstärkt auf.

Ja, genau. Ich arbeite immer mit reiner Ölfarbe und will etwas zeigen – nicht das, was man sieht, sondern wie ich es empfinde. So wird das Gemälde zugleich abstrakt und visuell; es ist eine Zwischenform. Die Werke sollen auch etwas Neues sein; ich will nicht nur reproduzieren. Als Künstler strebt man immer eine gewisse Immortalität an – das ist ja der eigentliche Gedanke des Künstlers: eine gewisse Unsterblichkeit durch die Kunst zu erleben, welche seit der Steinzeit besteht. So wie es anderen durch die Sprache gelingt, wollen wir von dem Visuellen oder besser dem Haptischen ausgehen.

Es ist genau das Werk, das den Künstler unsterblich macht. Heute wird dies im Kunstmarktbetrieb und mit dem Starkult um den Künstler selbst herum oft vergessen. Dabei sind es die Werke, die ihn überdauern... Viele Ihrer Arbeiten bestechen durch das große Format. Man taucht ein, fast als ob man vor einer Landschaft stehen würde. Was bedeutet das Thema Natur für Sie? Wieso ist es Ihnen so wichtig?

In der Natur ist alles enthalten, vom schwarzen Quadrat von Malewitsch bis zum letzten Kitsch, alles ist da. Die Natur ist der beste Lehrer; man muss sie nur sehen. Sie ist so wunderbar und vielfältig, dass ich immer wieder auf sie zurückkomme. Auf der anderen Seite sind wir als Luxemburger ein Bauernvolk, also ein Naturvolk. Das bin auch ich, meine Ahnen waren Bauern. Ich bin ein reiner Ateliermaler. Wenn ich etwas sehe, das ich gerne malen würde, mache ich eine kleine Skizze. Das können auch Zahlen sein. Ausgehend davon, erarbeite ich im Atelier ein Gemälde. Ich habe ein fotografisches Gedächtnis. Ein paar Kompositionszeichnungen, ein paar wenige Striche reichen als Gedankenstütze aus.

Wie viel Zeit nehmen Sie sich für ein Gemälde; wie lange malen Sie an einem Bild?

Das Malen an sich geht relativ schnell. Der Trockenprozess dauert allerdings länger. Ich male immer an mehreren Bildern gleichzeitig, das dauert ungefähr einen Monat. Auch die Idee benötigt mehr Zeit, bis zu einem halben Jahr. Robert Brandy und ich sind gute Freunde. Er selbst sagte mal zu mir: „Als Künstler bist du der Große und ich der Kleine. Aber wenn ich eine Ausstellung in New York habe, und Cargolux würde untergehen und die Bilder nicht ankommen – ich benötige nur einen Abend, und die Bilder sind wieder da.“ Während ich Jahre benötige, um Werke für eine Ausstellung zu schaffen, benötigt er dafür einen Abend.

Was sind Ihre nächsten Projekte?

Zurzeit arbeite ich an einer Serie von „Agrarlandschaften“ in derselben spielerischen Abstraktion und Sichtbarkeit wie die Arbeiten in der Ausstellung *Bësch* in der Galerie Schlassgoart in Esch. Dieses Projekt wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Die Ausstellung *Fernand Roda. Bësch, Wald, forêt, forest* ist noch bis zum Mittwoch, 19. Dezember in der Galerie Schlassgoart, pavillon du Centenaire/ArcelorMittal, in Esch-sur-Alzette zu sehen. Öffnungszeiten: dienstags bis sonntags von 15 bis 19 Uhr.

Briefe an die Redaktion

Bezüglich des Artikels *Radioaktives Sperrgebiet*

Das Land druckte am 28. November unter dem Titel Radioaktives Sperrgebiet einen Artikel über den Versuch Frankreichs, Deutschlands und Großbritanniens, Luxemburg dazu zu drängen, eine Sondergesellschaft zu gründen, deren Zweck im Endeffekt die Umgehung von US-Sanktionen gegen den Iran ist. Der Artikel schilderte des weiteren die Gerichtsaffäre um die Gelder der iranischen Zentralbank bei Clearstream und den Versuch von Familienmitgliedern von Opfern der Terroranschläge des 11. Septembers 2011, diese Gelder für ihnen in den USA zugesprochene Schadensersatzforderungen beschlagnahmen zu lassen. Den folgenden Brief hat ihr Anwalt dem Land per E-Mail zukommen lassen.

Dear Ms. Sinner,

I am writing you regarding your November 28 article “RADIOACTIVES SPERRGEBIET”. In the article, you refer to a letter we sent to the Luxembourg Prime Minister on behalf of our clients, who are victims of the terrorist attacks in New York City on September 11, 2001. You also refer to a recent letter sent to the Luxembourg Prime Minister by Fabio Trevisan on behalf of the Government of Iran, the central bank of Iran, and other Iranian governmental entities.

A number of representations in the article and in Mr. Trevisan’s recent letter do not accurately reflect the proceedings before the Luxembourg courts.

We represent victims of the terrorist attacks on New York City on September 11, 2001. As your article indicates, we are currently seeking to enforce in Luxembourg courts a final judgment for more than \$2 billion entered against the government of Iran, Bank Markazi, the central bank of Iran, and other political subdivisions, agencies, and instrumentalities of the Islamic Republic of Iran. The judgment was entered to compensate more than 150 victims whose spouses and family members were killed in the attacks. It was entered on October 12, 2012, after more than ten years of litigation in federal courts in New York City, and long before the sanctions issues described in the article arose. The judgment was entered only after a federal judge reviewed a substantial volume of evidence establishing the Iranian defendants’ liability and detailed his findings in a fifty-three page written decision.

The U.S. judgment is, therefore, based on significant evidence establishing that Iran facilitated the 9/11 terrorist attacks in New York City, a judicial decision that is sup-

ported by other official inquiries conducted after the 9/11 attacks. After that lengthy, detailed and impartial legal process in the United States, we are now seeking exequatur (recognition of a foreign judgment) in Luxembourg so that we can enforce that judgment against Iranian assets at Clearstream. Those assets have already been frozen by the Luxembourg courts.

Contrary to Mr. Trevisan’s contention, the judgment is not based on United States foreign policy. It is based on American law, which was applied by a court in New York. Like courts in Luxembourg, courts in the United States are independent of the political branches of government. The government of Iran, Bank Markazi, and each of the other Iranian defendants could have appeared in court and presented evidence in defense of their position while the U.S. legal proceedings were underway. While most governments around the world have recognized that Iran is a state sponsor of terrorism, a formal designation of Iran’s terrorist activities by the United States government did not presage the findings of the U.S. court or limit Iran’s ability to defend itself against the claims against it. Despite the rights they would have enjoyed in United States courts, the Iranian defendants intentionally and deliberately decided not to appear and not to defend the claims. Furthermore, it is important to note that under current American law, a judgment could have been entered against Iran, Bank Markazi, and the other Iranian defendants even if Iran was not designated a state sponsor of terrorism.

Additionally, it is important to be clear that we froze the Iranian funds at Clearstream during a time when the funds were blocked by international sanctions – including European sanctions – and not solely American sanctions. The current U.S. sanctions had not been reimposed, and therefore could not have had any influence over a purely judicial decision implementing Luxembourg law. Enforcing a lawfully entered judgment against assets that are located in Luxembourg involves long-established legal principles relating to the comity and reciprocity that countries afford one another’s duly entered judgments. Consequently, contrary to your article, there is no link between our efforts to enforce the judgment against the Iranian assets at Clearstream and the implementation of an SPV.

The article also incorrectly characterizes Mr. Trevisan’s letter to the Luxembourg Prime Minister. In that letter, he did not ask the Luxembourg government to “stay out of the judicial proceedings.” To the contrary, he chastised the government for

its decision to stay out of the proceedings and affirmatively asked the Luxembourg government to interfere politically in the case. He did so even though none of the issues raised in his letter involved political questions and even though all of them are currently pending before the Luxembourg courts. The government made the right decision to leave the enforcement of foreign judgments to the courts in accordance with longstanding domestic and international legal principles.

Sincerely,

Ambassador Lee S. Wolosky
Boies Schiller Flexner LLP
New York

Anmerkung der Redaktion

Bezüglich des von Lee Wolosky geäußerten Vorwurfs, der Artikel charakterisiere den Inhalt des Briefes, den Fabio Trevisan an den Staatsminister geschickt hat, nicht korrekt, erlaubt sich das *Land* noch einmal extensiv aus dem besagten Brief zu zitieren: „Dans ce contexte, le courrier qui vous a été adressé par nos confrères américains transgresse gravement le sacro-saint principe de la séparation des pouvoirs tel que consacré par notre constitution. Comme l’a rappelé encore récemment le Groupement des magistrats luxembourgeois dans un communiqué de date du 13 février 2017, „le Luxembourg connaît la séparation des pouvoirs, caractéristiques des Etats démocratiques’. **Le pouvoir exécutif ne saurait en aucun cas s’immiscer dans une procédure judiciaire en cours, ou influencer d’une quelconque manière une décision judiciaire à venir sans violer ce principe suprême de notre démocratie.** L’indépendance du pouvoir judiciaire luxembourgeois est la pierre angulaire du bon fonctionnement de nos institutions, qui font partie d’un Etat de droit. Si dans d’autres pays, tels que les Etats-Unis d’Amérique, l’intervention du pouvoir exécutif dans la sphère judiciaire semble devenir la norme, tel n’est, de loin, pas le cas au Luxembourg. Le Grand-Duché de Luxembourg est doté d’un ordre judiciaire totalement indépendant.“

Vacance de poste

La Direction de la Santé

se propose de recruter

Un médecin ou médecin spécialiste (M/F)

pour la division de la médecine sociale, des maladies de la dépendance et de la santé mentale, à plein-temps et à durée indéterminée sous le statut du fonctionnaire de l’Etat.

Les demandes avec lettre de motivation, curriculum vitae et copies des diplômes sont à adresser pour le 15 janvier 2019 au plus tard à
Dr Jean-Claude Schmit
Directeur de la santé
Villa Louvigny, Allée Marconi
L-2120 Luxembourg

Les renseignements relatifs au profil de poste et aux exigences particulières peuvent être consultés sur le site www.sante.public.lu

Tout renseignement supplémentaire peut être demandé au Dr Arno Bache, tél. : +352 247-85621 ou Arno.Bache@ms.etat.lu.

Ministère du Développement durable et des Infrastructures

Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : ouverte
Type de marché : Travaux

Ouverture le 23.01.2019 à 10.00 heures

Lieu d’ouverture:
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Intitulé :
Travaux de gros oeuvre à exécuter dans l’intérêt de l’extension du Sportlycée à Luxembourg

Description :
– Travaux de démolition et terrassement ;
– Travaux de béton et béton préfabriqué.
La durée prévisible du marché est de 85 jours ouvrables à débiter pour la fin du 1^{er} semestre 2019.

Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Conditions d’obtention du dossier de soumission :

Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu). La remise électronique est obligatoire.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics avant les date et heure fixées pour l’ouverture.

Date de publication de l’avis 1801823
sur www.marches-publics.lu :
10.12.2018

Ministère du Développement durable et des Infrastructures

Administration des Bâtiments publics

Avis de marché

Procédure : européenne ouverte
Type de marché : Travaux

Modalités d’ouverture des offres :
Date : 31.01.2019
Heure : 10.00 heures

Lieu :
Administration des bâtiments publics
10, rue du Saint-Esprit
L-1475 Luxembourg

Section II : Objet du marché

Intitulé attribué au marché :
Travaux de construction en entreprise générale du bâtiment F à exécuter dans l’intérêt de la construction du Lycée technique agricole à Gilsdorf.

Description succincte du marché :
Le bâtiment d’une superficie de ± 2 500 m² de plain-pied sous une toiture à 2 versants comprend notamment :
– Un local chaufferie + livraison / réservoir (± 525 m²) ;
– Un local stockage (± 520 m²) ;
– Un hall de stockage pour machines agricoles (± 720 m²) ;
– Un stockage pommes de terre, semences, graines, ... (± 260 m²) ;
– Une salle d’instruction avec toilettes (± 60 m²) ;
– Un hall de travaux pratiques (± 460 m²) ;
– Un dépôt petit matériel (± 60 m²) ;
– Un car-port extérieur (± 225 m²).
L’ensemble comprenant :
– Des travaux de gros-œuvre (2 500 m² de dalle - 3 100 m² de voile) ;
– De charpente et d’ossature bois, de toiture métallique ;
– De menuiseries extérieures métalliques ;
– De bardage bois (1 400 m²) ;
– De chapes ;
– De cloisons légères ;

– De plafonds / faux-plafonds ;
– De menuiserie intérieure ;
– De serrurerie ;
– De carrelage ;
– De peinture...
La mise en adjudication se fait par entreprise générale.
Le début des travaux est prévu pour le 2^{ème} trimestre 2019.
La durée des travaux est de 278 jours ouvrables.

Section IV : Procédure

Conditions d’obtention du cahier des charges :
Les documents de soumission peuvent être retirés via le portail des marchés publics (www.pmp.lu). La remise électronique est obligatoire.

Section VI : Renseignements complémentaires

Autres informations :
Conditions de participation :
Toutes les conditions de participation sont indiquées dans les documents de soumissions.

Réception des offres :
Les offres sont à remettre via le portail des marchés publics conformément à la législation et à la réglementation sur les marchés publics

avant les date et heure fixées pour l’ouverture.

Date d’envoi de l’avis au Journal officiel de l’U.E. :
10.12.2018

La version intégrale de l’avis n° 1801827 peut être consultée sur www.marches-publics.lu

d’LëtzebuengerLand

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d’Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l’accord écrit de l’éditeur. **Gérant, rédacteur en chef** Romain Hilgert (48 57 57-22; rhilgert@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Michèle Sinner (48 57 57-20; msinner@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (sbecker@land.lu) **Administration** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Mise-en-page** Pierre Greiveldinger **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Publicité** Maison Moderne Media Sales 10, rue des Gaulois Luxembourg; boîte postale 728, L-2017 Luxembourg (27 17 27 27-32 ; francis.gasparotto@maisonmoderne.lu) ; **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXLULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Plus de recul

Découvrez le Lëtzebuenger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

Fotografie

Bittere Bilder

Boris Loder

Ausgezehrte Insassen einer psychiatrischen Anstalt. Familien, die ermordete Mitglieder beweinen. Teils verbrannte Leichen von IS-Kämpfern oder mit Kopfschüssen niedergestreckte Drogendealer – nicht umsonst ist im Eingangsbereich des Cercle Cité ein Warnhinweis angebracht, die derzeitige Ausstellung *Hard truths* mit preisgekrönten Fotoserien aus der *New York Times* könne jüngere Betrachter verstören. Kuratiert wurde die als Wanderausstellung konzipierte Zusammenstellung von Arthur Ollman von der Foundation for the Exhibition of Photography und von David Furst, Bildredakteur bei der *New York Times*.

Die *Times* blickt auf eine lange Tradition hochwertiger Dokumentarfotografie zurück. So handelt es sich auch bei den zwei Frauen und drei Männern, deren Arbeiten als Aufträge für die Zeitung entstanden, um hochkarätige internationale Fotografen mit beeindruckenden Portfolios und diversen journalistischen Auszeichnungen. Der Australier Daniel Berehulak, der für eine Serie über Ebola den Pulitzer Prize erhielt, dokumentierte für die *Times* nachts auf den Straßen Manilas den ebenso rigiden wie chaotischen Anti-Drogen-Krieg des philippinischen Präsidenten Rodrigo Duterte. Man fühlt sich angesichts der Szenarien im Scheinwerferlicht, im Kreis von Schaulustigen, ein wenig an die voyeuristischen Fotografien Weegees erinnert, wobei hier über Einzelschicksale hinaus das strukturelle Problem einer abartigen Politik Ausdruck findet. Auf einem Bild zu sehen: ein rötlich beleuchteter gläserner Sarg, umringt von ver-

störten jungen Mädchen, eines davon „Papa“ schreiend, wie man aus der Begleitbroschüre erfährt. Zeitnah mit Dutertes Killer-Schwadronen zog Berehulak los, um nicht nur deren Brutalität, sondern, wie man aus dem Text erfährt, auch Willkür und irrtümliche Morde ans Tageslicht zu bringen.

Nicht weniger unter die Haut gehen Ivor Pricketts Fotografien der Befreiung Mosuls im letzten Jahr. In insgesamt vier Trips dokumentierte Prickett die Geschehnisse an vorderster Front und entging dabei nur knapp einem der Selbstmordattentate, deren grausige Folgen er dokumentiert. Die ikonischste Wirkung auf den Betrachter geht jedoch von einem vergleichsweise friedlichen Motiv aus, das schwarz verschleierte Frauen in der Schlange vor einer Essenausgabe zeigt. Die Gesichter auf dem großformatigen Druck sind nahezu alle verdeckt, bis auf das eines jungen Mädchens, das sich eng an die Frau vor ihr schmiegt und aus deren Ausdruck sich ihr Trauma ablesen lässt.

Gleichwohl zeigt sich gerade in der ästhetisierten Nachbearbeitung dieser Fotografie, in der die Vignettierung, der abgedunkelte Himmel und das aufgehellte Gesicht des Kindes die Bildstimmung stark ins Düstere lenken, wie sich auch hochwertige fotojournalistische Arbeiten in der allgemeinen Bilderflut behaupten müssen. Auch und gerade Meredith Kohuts Fotografien aus Venezuela wirken aufgrund der selektiv saturierten Farben, der starken Lokalkontraste und der ausgiebigen Schärfung ver-



Ausstellungsbesucher im Cercle-Cité

gleichsweise artifizuell. Die Falten in Kleidern und Gesichtern der Armen, die in Los Teques vor einer Suppenküche in der Schlange warten, verleihen der stark geschärften Fotografie die Erscheinung des Gemäldes eines alten Meisters.

Angenehm sanft wirken hingegen Newshka Tavakolians Bilder aus Teheran, bei denen es sich um intime Einzelporträts verschiedener Bewohner der Stadt in ihrem persönlichen oder ihrem Arbeitsumfeld handelt. Zwar gehören sie unterschiedlichen

Berufsgruppen an, sind Architekt, Dichter, Barista oder Stahlhändler, doch sind sie alle, wie der Begleittext erläutert, von den Folgen der Wirtschaftsanktionen betroffen. Wie ein abgebildeter Werbekaufmann anmerkt, orientieren sich gerade junge Leute international und wollen etwa die neuesten Smartphones besitzen. „Wir müssen in Dollars bezahlen, aber werden in lokaler Währung bezahlt“, fasst er die Problematik zusammen. Obschon hier im jeweiligen Umfeld der Porträtierten mit künstlicher Beleuchtung gearbeitet wurde, senden auch

Die Notwendigkeit professioneller Arbeit der Fotoreporter zeigt sich gerade in der Form der Veröffentlichung als ganzheitliche Reportage

diese Bilder dank ihrer Intimität einen Appell an die Empathie des Betrachters, der sich als mindestens ebenso effizient erweist wie die Verstörung, die die anderen Bildstrecken der Ausstellung provozieren.

Die Auswahl dieser preisgekrönten Arbeiten zeigt damit auch das Dilemma des Fotojournalismus. In Zeiten, in denen auch in jedem Krisengebiet Leute mit Smartphones ausgestattet und in den sozialen Medien präsent sind, konkurrieren die oft ins Kunstvolle stilisierten Dokumentationen mit Live-Videos und Amateuraufnahmen um ein von der Brutalität der täglichen Nachrichtenflüsse zunehmend abgestumpftes Publikum. Die Notwendigkeit professioneller Arbeit zeigt sich jedoch gerade in der Form der Veröffentlichung als ganzheitliche Reportage, die mit fundiert recherchierten Fakten ergänzt wird und so die Wahrheit zeigen kann – in all ihrer Bitterkeit.

Hard truths. An exhibition of prize-winning photography from The New York Times dauert bis zum 27. Januar im Cercle Cité; täglich geöffnet von 11 bis 19 Uhr; <https://cerclecite.lu>.

Theater

Dornenkrone der Schöpfung

Claude Reiles

Am vergangenen Freitag verlangte Hagen Rether seinem Publikum im Echternacher Trifolion mächtig viel Sitzfleisch ab. Mit seinem knapp vierstündigen Auftritt feuerte der deutsche Kabarettist rumänischer Abstammung eine Breitseite gegen politische, soziale und medientheoretische Extreme ab, die derzeit die Schlagzeilen beherrschen. Hunderte zitierwürdige Zuspitzungen könnten hier wiedergegeben werden.

Rether, der von klein auf Klavier spielt, schlug seine Bühnenlaufbahn 1996 als Pianist des Kabarettisten-Kollegen Jürgen Stratmann ein. Seit 2003 liefert er sein politisches Solo-Programm *Liebe*, das er je nach Nachrichtenlage und persönlichem Empfinden auf den neuesten Stand bringt. Nebenher ist Rether Mitglied im globalisierungskritischen Netzwerk Attac, bei Amnesty International und bekennender Veganer. Was für seine Auftritte Folgen hat: Rether spielt auf der Bühne keine Rolle, keine Figur. Der 49-Jährige tritt mit seinen eigenen Auffassungen vor sein Publikum. Manchmal neigt er dazu, zum Missionar vermeintlicher Alternativlosigkeit zu werden, etwa wenn er Grüne und Die Linke zu den einzig wählbaren Parteien kürt. Er macht keinen Hehl daraus, wie er zu Jagd, Askese und Internetpornografie steht und belegt das völlig parteiisch mit seiner Weltsicht. Wer von einem guten Kabarettisten verlangt, dass er sich zurücknimmt und die Dinge detachiert aufs Korn nimmt, ist bei dem Freiburger an der falschen Adresse.

Wer von manch radikaler Stellungnahme abstrahieren kann, wird in Rether einen Sprachjongleur von feinsten Wortgewandtheit finden. Hinzu kommen an diesem Abend Spontaneität, wohl dosierte Mimik, ein herrliches Gefühl für Timing und das Spiel mit dem Publikum. Weit reißt Rether seine Augen angesichts der schwelenden Klagen rund um die 2015 anklopfenden Flüchtlingsströme auf: „Da kommen sie, diese Kriegsflüchtlinge, und erlauben sich doch



Hagen Rether in Echternach

Mit seinem Liebe-Programm stichelt Hagen Rether gegen Kirche, Erziehung und Mitternachtsporno – verwoben in ein Fest der Sprache

tatsächlich eine Flucht ohne Facharbeiterausbildung in der Tasche!“ Er kommentiert den Rechtsruck inmitten des europäischen Christentums: „2 000 Jahre Generalprobe der Nächstenliebe in den Kirchen, und beim ersten Stresstest wählen alle die Faschisten.“ Mit beißendem Spott muss der Pornokonsument – natürlich nur zu Bühnenzwecken! – feststellen, seit *Youporn* wisse er mittlerweile um das Unterhaltungspotenzial eines gestreamten Zwerge-Gangbans und kommentiert die sexuelle Vita des *Homo Sapiens* mit den Worten: „Mit 15 hast Du nix in der Birne, aber alles in der Hose. Blöd, wie heftig das plötzlich ins Gegenteil umschlägt.“

Rether geht es in seinem Programm nicht um Einzelphänomene, die es zu bekämpfen gilt. Mehrfach spricht er von Mustern, von Systemen hinter den Schlagzeilen, die zerschlagen werden müssten, und ist erschüttert angesichts der „Hornhaut“, die unsere Seele abstumpft: „Wenn man die Referenzgröße ganz, ganz tief legt, gibt es immer mehr Vollpfosten, die drüberhoppeln.“ Man muss mit Hagen Rethers teils messianischer Haltung nicht durchweg einverstanden sein. Doch triumphiert bei seinen Auftritten konsequent die Lexik, die den Zeitgeist scharfzüngig in die Mangel nimmt, wenn er nicht gerade auf einer Biobanane herumkauft, die den halben Erdball umkreist hat, um ihren energetischen Fußabdruck ins Absurde zu pervertieren.

Kurz vor zwölf verabschiedet er ein sichtlich beanspruchtes Publikum mit letzten Klavierklängen aus Beethovens *Siebter* und *Somewhere over the rainbow* in die Nacht, bevor der Kapitalismuskritiker die augenzwinkernd feilgebotenen Alben seines Programms in der Aula signiert. So ganz auf die Vorzüge der freien Marktwirtschaft mögen halt auch ihre Gegner nicht verzichten.

Weitere Informationen unter www.hagenrether.de

Présentation le 17 décembre 2018 à 18h30 au Théâtre des Capucins
Les auteurs en discussion avec Christian Mosar

josée hansen
avec des images d'éric chenal

Piccolo Teatro

Deux ans de rencontres théâtrales au Luxembourg

Éditions d’Lëtzebuerger Land
avec le soutien du Focuna et de la Fondation Indépendance

STIL

Jeffrey Palms

These were the words that, ultimately, emerged from the frustrated German. He had directed them at a fellow clubgoer, a tipsy Spaniard, who by everyone's estimation had been hitting on him with impressively little subtlety.

More to point, however, was the angle by which she had hoped to bond with him. She had wanted to commiserate over how Luxembourg is a sleepy, boring country, with an empty city and unfriendly natives; how its "culture" is bastardised to life by a hodgepodge of expats who hang around the

same couple of bars every night. "I miss London," the girl could be heard complaining in long, drunken vowels.

Expats will be familiar with this trope. Characteristically, its purveyors speak of Luxembourg as being snobby, dull, and provincial, though without the wholesomeness that often accompanies that latter term. Actually, it's anything but wholesome: its wealth is what ruins it, what even vilifies its inhabitants. These expats love to gawk at state salaries, to accuse Luxembourgers of lurking in secluded

"Just leave if you don't like it!"

Somewhere on the Kierchberg plateau, a dour Italian was taking his morning break...



L'endroit

Il avait décidé de faire de son restaurant un endroit simple. Et voilà que Thomas Murer, ex Poulidor à *Top Chef*, puis maestro en cuisine de la « Al Schoul », bénéficia d'une magnifique villa à Steinfurt, ancienne résidence art nouveau de la famille Collart. Cela ne l'a pas empêché de tenir parole, en partie grâce à son épouse, qui a insufflé aux trois salons plus vérandas un chic minimaliste à la lumière agréablement tamisée (photo : GD). Lorsque vous vous montrerez surpris du prix modeste de l'excellent Minervois que vous aurez choisi en accompagnement des mets, la même épouse vous répondra avec un large sourire que le but premier est de contenter le client et de payer les salaires, et non de devenir riche. Beau principe, et l'on ne serait pas surpris de voir Madame Murer un jour succéder au G&M à Jennifer Murgia-Radelet et autres hôtesse de l'année. Côté cuisine, la mise en route met encore un peu de temps au **An der Villa**, mais les choses finissent par s'enchaîner à la satisfaction du client. Les ravioles en entrée sont bien assaisonnées et baignent dans un bouillon aux parfums multiples, tandis que les joues de porc sont nappées d'une sauce onctueuse. Et le vacherin aux myrtilles et fromage blanc sera agréablement acidulé, ce qui plaira même à celui qui n'est pas grand amateur de meringue. Bref, Thomas Murer maîtrise son art de légèrement revisiter les classiques, en leur ajoutant ce petit détail qui fait la différence. Le tout, comme promis, suivi d'une addition raisonnable. GD



L'événement

Il a eu du mal à trouver son rythme de croisière, ce **Marché des créateurs** qui aura lieu comme de coutume au Mudam ces 15 et 16 décembre sous le slogan *All I want for Christmas*. Mais on a eu la bonne idée de nommer chaque année un curateur, ou plutôt une curatrice, chargée d'amener du vent nouveau avec un choix personnel de designers qui complèteraient de façon colorée et vivante celle des exposants de la première heure. Sous la houlette d'Anne Darin-Jaulin, directrice à l'Union Commerciale de la capitale, nous comptons cette année treize appellations inédites parmi la trentaine d'exposants, ce qui promet une belle palette de nouveaux produits à découvrir, dont pas mal de spécialistes en bijoux. Nous retiendrons particulièrement deux maisons basées au Grand-Duché, à commencer par le studio Einführung de Senningerberg. À sa tête, Flavia Carbonetti, jeune créatrice qui a décidé de brouiller les genres en créant des vêtements unisexe et en les faisant fabriquer en Italie. Des couleurs vives sont imprimées sur des tissus chaleureux, souvent avec des motifs à carreaux ou à rayures. Certains vêtements sont de facture plus classique, d'autres semblent faits pour défier la grisaille ambiante de notre quotidien (*myeinführung.com* ; photo : Instagram). Le second coup de pouce ira à La malle de luxe, un *pop-up* store qui a l'exclusivité de marques vestimentaires féminines et d'accessoires alliant le confort à l'élégance, et dont on retrouve l'intégralité sur le site *lamalledeluxe.com*. GD



L'événement

Expogast, c'est évidemment pour le visiteur une occasion de s'en mettre plein les papilles et pour l'exposant de quoi se faire de la pub. Surtout pour la Provençale, qui décore à chaque édition un hall entier de quoi rendre jaloux les organisateurs du carnaval à Rio. Mais au-delà de cela, il y a aussi des équipes culinaires nationales qui se battent pour une meilleure reconnaissance. Ou le top de l'art culinaire mondial, telle l'association World Chefs, qui se déplace dans un but purement écologique, histoire de motiver les chefs de cuisine d'ici et d'ailleurs à mieux gérer leur potentiel et surtout à réduire leurs déchets. Ainsi ont-ils mis en place le **Food waste challenge**, destiné à aider tous les cuisiniers intéressés dans cette démarche subtile d'économie de moyens et de réduction de déchets, ceci afin d'aider à minimiser, dans la mesure du possible, les effets de serre et le changement climatique. En s'inscrivant à cette collaboration, l'association aide d'abord le restaurant participant à faire un état des lieux du volume des déchets dans son établissement. Ensuite elle livre les mesures à suivre pour améliorer la situation et établit un bilan mensuel pour évaluer le progrès de l'action engagée. En devenant ainsi un élément d'analyse, le restaurant en question pourra aussi se mesurer à sa concurrence et évaluer son propre degré de professionnalisme et de performance. (Pour de plus amples informations, s'adresser à : *office@worldchefs.org*.) GD

mansions, and to lament how the city's nightlife is quieter than a cricket's fart.

Later that week, somewhere on the *Kierchberg* plateau, a dour Italian was taking his morning break. As he stared disgustedly at his thin, machine-drawn coffee, he said to his colleague, "It's... I mean... it's all right here in Luxembourg." Then, looking up, he leaned in close: "But come on. It's not Vienna."

Of course it's not Vienna! Vienna is in Austria!

It's the bizarrely misplaced expectations of these sourpusses that will get to you. Take this latest perpetrator, for example, the dour Italian: he finds himself in some Kafkaesque horrorshow of waking up every day not in Vienna. Even worse, he has discovered that the job he has accepted and the lease he has signed are both in – ugh – Luxembourg.

Not Luxembourg! Luxembourg's language, he explained to his colleague, is ridiculous, its city tiny, and its people unusual.

To which one might say: yes, yes, and yes. All language is ridiculous; the city is certainly small (much unlike – just off the top of my head – Vienna); and Luxembourgers are far from ordinary, no question about it.

Anyway, it's best not to listen too much to the dour and the drunken. Let them slip on their own misery and on their own foolishness in hoping this petite country to, by some fantasy of urban magic, resemble metropolitan giants like London or Vienna. In the words of the frustrated German, let them leave if they don't like it!

Interestingly, however, the coin flips the other way too. Another species of expat is overeager to extoll Luxembourg as a rare utopia of virtuous comforts. Equipping themselves with some quality-of-life statistics and counting a few congenial locals in their entourage, these expats paint the whole country as a little jewel, too small and perfect to have any moldering secrets like poverty.

These gushing expats are probably, on the whole, more bearable than their cynical counterparts. Yet they are also awful to be around.

Indeed, both varieties of offender reduce the whole of Luxembourg to a simple plot point in their own, personal narratives. It's a terrible thing. English professors would call it a lack of engagement with the source material; psychiatrists would call it severely egocentric; engineers would call it a structurally un-

sound design; and zookeepers would just say that the llamas have done something woefully moronic again.

These expats cannot separate objective criticism from reactionary emotions. And while such people are of course built into the nightscape of any country, Luxembourg seems to have quite a lot of them. Suspiciously, a lot. In barrooms and breakrooms, Luxembourg as a nation is constantly on trial by expats, more so than in most equivalent situations elsewhere.

How could that be? Tiny, well-functioning Luxembourg!

The main answer must be the country's size, which produces visions of simplicity. Expats arrive and suppose the place to be fairly accessible and knowable by virtue of its small scale, leading them to frustration when it proves more elusive than expected.

And elusive, it is. Most Luxembourgers have more languages than they have limbs, for a start, which keeps some part or another of their culture forever hidden. These languages also inject Luxembourg directly into the huge bloodstreams of its neighbors, creating a cultural identity fraught with the most wonderful ambiguities. Indeed: when a country has a relationship with an enormous neighbor based on profound commonalities, many identity questions arise when that country must simultaneously define itself in opposition to the same neighbor.

Oh, make that two neighbors – who are, to boot, in square cultural rivalry with one another. Wait, and Belgium too.

Thus, those who imagine Luxembourg's size to delimit its culture, and conclude therefrom that it won't be a hard place to figure out, are dangerously in error. English professors would flunk them; psychiatrists would prescribe Ritalin; and so on, and so forth.

So, no: it is not Vienna. It is not London, New York, or Paris. Thank heavens! It is subtler than these urban giants, whose famous personalities and colossal populations make them quite accessible for expats. Fine, fine. For those interested: they are also intensely simple to locate on a map.

But Luxembourg... that is a place whose ambiguities take thought, work, and time to even notice. Imagine how much of the country an expat must endure, and over how many years, before being able to enjoy the subtexts and inside jokes of *Superjhemp Retörns*! You just won't quite get there merely by flirting with Germans during your six-month internship in Sandweiler. You just won't.



Entre chien et loup

On appelle « entre chien et loup » le moment qui précède le crépuscule, l'heure de tous les dangers quand les contours des choses s'effacent et qu'on voit les loups garous sortir de leurs repaires et les feux follets s'allumer dans les sous-bois.

Dans son livre porté par un souffle narratif exceptionnel, l'historien Henri Wehenkel dresse le portrait de seize Luxembourgeois pris dans l'engrenage de la Collaboration –

grands bourgeois, ouvriers montés en grade, journalistes *völkisch*, cadres techniques ambitieux, artistes conformistes... L'auteur pénètre jusqu'aux niveaux des enjeux, des lieux de décision, des endroits où les chemins se séparent et où il faut choisir. Le livre donne à sentir ces choix dans toute leur urgence sans pour autant faire de jugement de valeur. Il s'agit, selon l'auteur, d'« éclairer les recoins obscurs de la société luxembourgeoise ».

Le livre de 304 pages richement illustré et qui se base sur une série d'articles du *Lëtzebuurger Land*, est disponible en librairie au prix de 29 euros ou peut être commandé en ligne sur www.land.lu, par téléphone 48 57 57-32, courriel land@land.lu ou fax 49 63 09.

made in luxembourg



Index

23

Point d'orgue

La mort annoncée de la Manufacture d'orgues luxembourgeoise et son sursis miraculeux
Bernard Thomas

24

Hämmern, Klackern, Summen

Autosattler Pesch
Michèle Sinner

25

Das Verschwinden der Boxeknäpp

Zu süß, zu billig, zu industriell
Romain Hilgert

26

Pfiiissscht!

Sources Rosport
Michèle Sinner

28

Kochen als Sinfoniekonzert

The Happy Guts' Company
Peter Feist

29

Schokolade aus Steinfort

Mit neuer Besitzerin: Die Schokoladenfabrik Genaveh startet durch
Ines Kurschat

30

Un pain c'est tout

Ménage, double cuit, gris ou aux graines
Cyril B.

Two craft brewers on the high seas of beer

Brauerei Stuff
Jeffrey Palms

31

Des pieds à la tête

Le développement du prêt-à-porter luxembourgeois
Kévin Krocze

32

Geländewagen für den Mond

Ispace
Michèle Sinner

Kimchi, Kombucha und veganer Kefir

Michèle Sinner

So viel wie dieses Jahr wurde lange nicht über die Industrie diskutiert – oder besser gesagt darüber, dass es zu viel Industrie geben könnte, wo doch bisher eher beklagt wurde, das herstellende Gewerbe sei vom Aussterben bedroht. LSAP-Spitzenkandidat Etienne Schneider hatte im Vorfeld der Wahlen früh Stellung bezogen und sich als amtierender Wirtschaftsminister als einziger zum Fürsprecher der Industrie gemacht, der klar und deutlich für Wirtschaftswachstum plädierte.

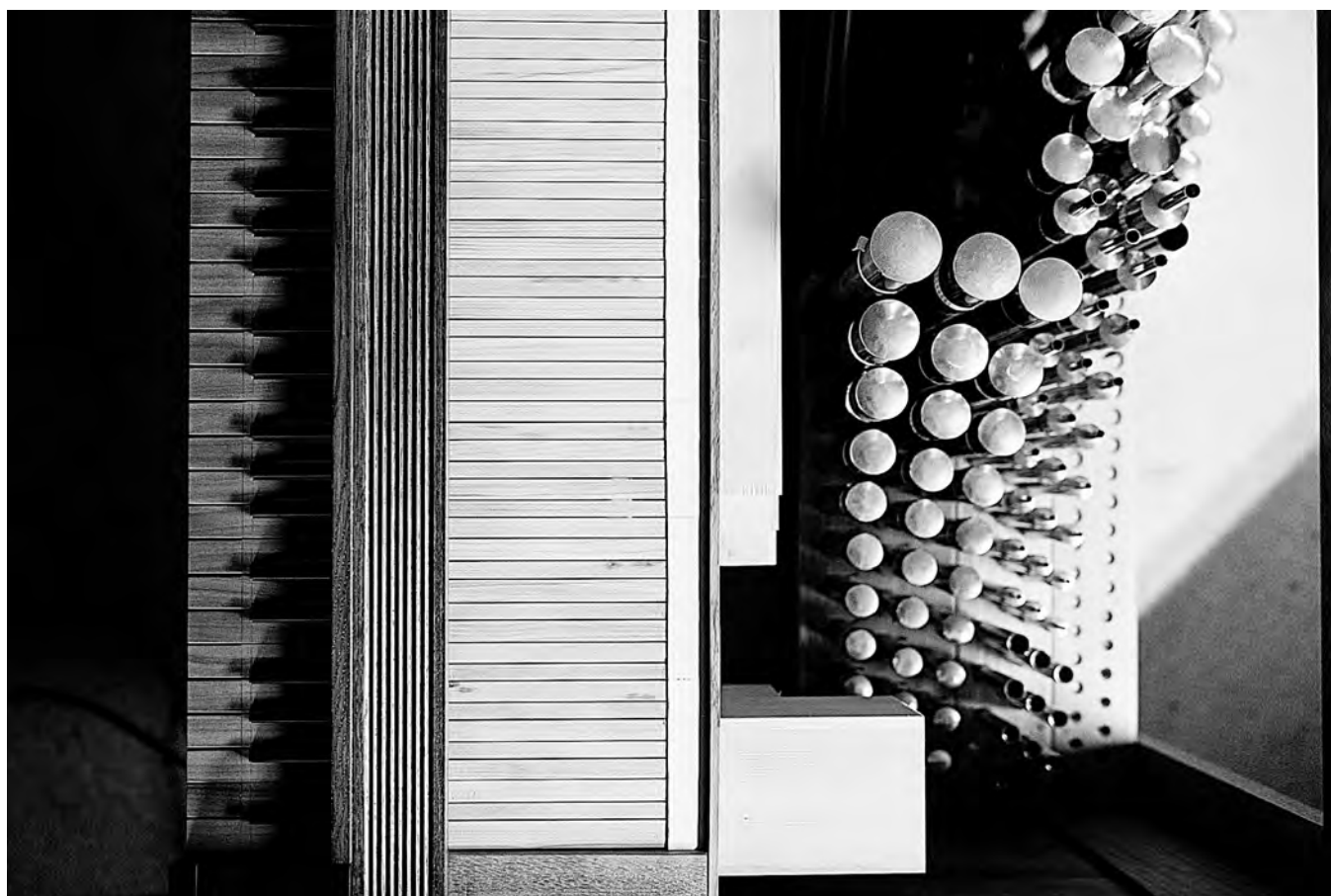
Das wurde ihm zum Verhängnis, weil die Sassenheimer keine Steinwollefabrik und die Bettemburger keine Joghurtproduktion in ihren Gewerbegebieten wollen. Dann ging auch noch die Investition in das Unternehmen Planetary Resources schief, und obwohl die Debatte für oder wider Wirtschaftswachstum nach den Wahlen schnell verstummte, wirft Schneiders Einsatz für Knauf, Fage und Co. heute noch viele parlamentarische Fragen auf.

Lebensmittel, beziehungsweise die Lebensmittelproduktion, sind ein Schwerpunkt der diesjährigen Beilage Made in Luxembourg. Doch wäh-

rend Fage ein multinationales Unternehmen ist – wenn auch eines in Familienbesitz –, gilt das Augenmerk der Beilage eher kleineren, lokalen Lebensmittelproduzenten. Von den Sources Rosport über die Brauerei Stuff bis zur Happy Guts' Company und der Schokoladenproduktion Genaveh – aus den Portraits der vorliegenden Ausgabe lassen sich zwei Schlussfolgerungen ziehen: Nämlich dass die nach wie vor starke Immigration und der anhaltende Bevölkerungszuwachs einerseits den nationalen Absatzmarkt verändern, dessen Verbraucher nicht nur Willens sind, lokal hergestellte Produkte zu kaufen, sondern möglicherweise aktiv danach suchen.

Wenn das Gros der Zuwanderer immer noch in die hoch bezahlten Jobs in der Finanzbranche beziehungsweise auf die weniger gut besoldeten Stellen ihrer Dienstleister strebt, gibt es andererseits unter ihnen auch solche, die es wagen, die Nachfrage nach lokal hergestellten Lebensmitteln mit ihren Produkten zu bedienen. So gibt es 2018 nicht nur alternative Biersorten aus Mikrobrauereien, sondern Kimchi, Kombucha und veganen Kefir Made in Luxembourg. Bürgerinitiativen haben sich gegen diese Hersteller bisher nicht zusammengefunden.





Dans les ateliers de la Manufacture d'orgues luxembourgeoise à Lintgen

Point d'orgue

Bernard Thomas

La Manufacture d'orgues luxembourgeoise Westenfelder est située à Lintgen, dans un bâtiment moderniste élégant mais délabré. Construit en briques rouges dans les années 1920, l'immeuble a été classé monument national en 2011. On traverse une série d'ateliers abandonnés, sombres et froids avant de pénétrer dans le cœur de la manufacture. Une salle de montage de vingt mètres de haut, chauffée au four. Blanchis à la chaux, les murs sont tapissés de portraits de compositeurs baroques et de réclames de bières. Le sol est recouvert d'un ancien parquet. Aux côtés du patron Andreas Westenfelder, deux menuisiers s'affairent. Ils comptent 17 respectivement 22 années d'ancienneté. Il y a trois ans, la manufacture employait encore une dizaine de salariés ; depuis, l'équipe aura été décimée : licenciements, départs à la retraite, congés maladie.

La séparation entre l'Église et l'État, raconte Westenfelder, a failli casser le cou à la manufacture. À partir de 2015, les commandes pour les constructions, restaurations ou simplement accords se raréfient. En 2016, c'est le krach. Les fabriques d'église, sachant leur fin proche, auraient été saisies par une forme de « Schockstarre », bloquant toutes les dépenses. Les bilans déposés au Registre de commerce permettent de suivre la débâcle commerciale : En 2016, la manufacture de Lintgen faisait 81 000 euros de pertes ; en 2017, les pertes se chiffraient à 67 000 euros. La manufacture créée en 1924 se mourait dans l'indifférence générale. Westenfelder écrit des lettres au ministre des Cultes, Xavier Bettel (DP), et à l'archevêque, Jean-Claude Hollerich. Il dit ne pas avoir reçu de réponse, « même pas d'accusé de réception ». (Sur les 490 édifices religieux, 356 ont fini en possession des communes, les autres sont devenus la propriété du « Kierchfong », placé sous l'autorité de l'Archevêché.)

Westenfelder est acculé, au bord de la dépression. En début d'année, il se résigne à vendre sa fabrique. Ou plutôt l'objet immobilier qui l'abrite. Un cortège de promoteurs et d'investisseurs passera à travers les ateliers ; un lieu de mémoire de l'histoire industrielle et musicale réduit à un

Les facteurs d'orgue sont devenus les victimes collatérales de la séparation entre l'Église et l'État



Andreas Westenfelder

énième objet de spéculation immobilière. Or, au début du printemps, un des acheteurs potentiels sort du lot. Il s'enthousiasme pour le métier de facteur d'orgue. Dans les semaines qui suivront, Claude Konrath, un promoteur immobilier basé à Steinsel, visitera à plusieurs reprises les ateliers, s'intéressant aux détails techniques du métier. Il promet de financer la survie de la manufacture. Il y a une certaine affinité des métiers : La production d'orgue est d'abord un travail de menuiserie et Konrath avait commencé sa carrière comme charpentier.

Fin avril, Claude Konrath et Andreas Westenfelder passent devant le notaire à Mersch. Le promoteur reprend plus de 90 pour cent des actions de la firme, foncier inclus. Le facteur d'orgue n'y gardera qu'une petite participation minoritaire. Il voit dans l'apparition du promoteur mélomane un miracle. « Pour moi, c'était cinquante Noëls d'un coup, dit-il. Les coûts fixes, les salaires ; c'est un poids que je ne dois plus porter sur mes épaules. » De manière inattendue, voire inespérée, la manufacture venait d'obtenir un sursis.

La situation n'est pas tout à fait inédite. En 1962, la manufacture de Lintgen avait fait faillite avant qu'August Mreches, un marchand de pneus, relance la production. Huit ans plus tard, Georg Westenfelder, le père d'Andreas, reprendra la manufacture. Sous sa direction, elle se spécialisera dans les nouvelles constructions qui commençaient alors à remplacer les orgues – souvent de piètre qualité – datant de l'immédiat après-guerre. Les orgues de Lintgen s'exporteront jusqu'au Japon et aux États-Unis. Pour Georg Westenfelder, les années 1970-1990 seront une série de grands gestes. En 1971, il restaurera l'ancien orgue de l'Église Saint-Michel. En 1985, il construit l'orgue de l'auditoire du conservatoire de la Ville de Luxembourg. En 1995, l'imposant orgue de la Cathédrale (situé dans l'ancienne nef) sera entièrement reconstruit dans le style baroque. La planification prendra quatre, la fabrication 18 et le montage dix mois.

Né en 1961, Andreas Westenfelder a passé une bonne partie de son enfance dans les ateliers

de Lintgen. Dans la famille, tous jouaient d'un instrument et Andreas passera ses examens de solfège au Conservatoire de la Ville de Luxembourg, puis prendra des cours de piano avec la future ministre Erna Hennicot-Schoepges et des cours d'orgue avec Carlo Hommel. Il passe son bac à l'École européenne, puis part se former à Ludwigsburg – à part Eschau en Alsace, le seul centre de formation pour facteurs d'orgue – et entre dans la manufacture de Lintgen comme apprenti. Travailler sous l'autorité paternelle n'aurait pas été évident : « On a eu des hauts et des bas ». En 2011, le fils finit finalement par reprendre la direction de la firme.

Pour exercer ce métier, mieux vaut ne pas avoir le vertige : Le montage se passe à des dizaines de mètres de haut, « accroché comme un singe » à l'orgue. Mais il ne suffit pas d'avoir des aptitudes manuelles et physiques ; encore faut-il avoir l'oreille. Chaque orgue résonne dans un espace donné et unique. Si Westenfelder n'a pas l'oreille absolue – c'est-à-dire la faculté de reconnaître une note sans référence – il dit « s'en rapprocher ». Un instrument légèrement désaccordé, dit-il, suffirait à lui gâcher un concert.

À 57 ans, Westenfelder tente de profiter de la période de grâce pour retrouver une vitesse de croisière, dénicher de nouveaux marchés et trouver un successeur. Il loue des petites « orgues positives » – que l'on installe dans les églises, écoles de musique et à la Philharmonie pour accompagner les ensembles de musique de chambre. Mais il y a bien sûr la concurrence, alsacienne et allemande surtout. Puis, en 2013, les frères Damien et Samuel Thomas ont créé SDDT Lux, une micro-manufacture située dans la zone artisanale de Troisvierges.

Issu d'une famille belge de facteurs d'orgue, Damien Thomas avait géré une entreprise de construction à Weiswampach, ce qui lui avait permis de tisser des contacts avec les fiduciaires et les banques dans cette « boomtown » du Nord, plateforme du (petit) capital belge. Dans une interview publiée dans la dernière édition du magazine *De Clärrwer Kanton*, Damien Thomas expliquait ses

motivations : « Belge d'origine, la proximité de la frontière, le peu de concurrence présente dans notre métier au Grand-Duché, la multitude d'instruments d'après-guerre demandant des travaux d'entretien et d'accord. » C'est comme une petite blessure narcissique : l'ancien orgue Westenfelder dans l'église de Troisvierges est actuellement retapé par Damien Thomas.

L'accord des orgues constituait une activité régulière et récurrente, qui assurait une stabilité financière aux facteurs d'orgue. (Une situation qu'on retrouve notamment chez les ascensoristes et leur parc d'entretien.) La dissolution des fabriques d'église a engendré une prudence budgétaire qui n'est pas sans danger pour les anciennes orgues. Car celles-ci souffrent du chauffage et de l'humidité qui font moisir le bois, crevasser le cuir du sommier et corroder les tuyaux métalliques. Les orgues risquent de pourrir debout. Marc Linden, le vice-président du Syndicat des fabriques d'église, évoque le cas de son église à Heffingen : « Sauf pour des situations exceptionnelles, comme les messes-radio, on ne fait plus qu'accorder l'orgue tous les deux ans. Par le passé, c'était au moins une fois par an. »

Le Luxembourg compte 243 orgues. C'est avec un soin bénédictin que chacune d'entre elles est recensée jusqu'au dernier détail technique et historique sur *orgues.lu*. Elles gardent une valeur d'usage, même si la relève de jeunes organistes n'est pas évidente. Certaines orgues sont réputées pour leur qualité sonore et attirent des musiciens des quatre coins du monde : L'église Saint-Martin de Dudelange et sa Stahlhuth de 1912, la cathédrale et sa Westenfelder de 1995, la Philharmonie et sa Schuke de 2005. Les fans de la musique d'orgue forment un microcosme étonnamment vibrant, structuré par le bulletin de liaison *Tuyaux*, les festivals et toute une nuée d'associations locales. Pour Paul Kayser, le président des Amis de l'orgue, le plus important pour l'entretien des orgues, c'est qu'elles soient jouées régulièrement : « Si l'instrument est joué, il est aéré. Après les concerts, j'entends souvent les gens : 'Aujourd'hui, la poussière a enfin été soufflée des tuyaux !' »

La mort annoncée de la Manufacture d'orgues luxembourgeoise et son sursis miraculeux

Autosattler Pesch

Hämmern, Klackern, Summen

Michèle Sinner

Die Firma Pesch ist ein Familienunternehmen in fünfter Generation. Das sind so viele, dass sich Marc Pesch, aktueller Unternehmenschef, ohne nachzusehen, gar nicht erinnern kann, welcher seiner Ahnen den Betrieb gründete. Mathias Pesch, geboren 1823, war der erste in der Reihenfolge, der in Sprinkange als Sattler tätig wurde. Bis zum Zweiten Weltkrieg stellten sie dort Pferdezaumzeug her. Danach veränderte sich der Beruf mit der zunehmenden Motorisierung der Gesellschaft vom Pferde- zum Autosattler. Marc Pesch hat seine Lehre im elterlichen Betrieb gemacht, gelernt, Stoffe und Leder zu verarbeiten. Mit Pferden hat sein Handwerk schon lange nichts mehr zu tun, er stattet heute vor allem Autos aus.

Pesch, der den Betrieb 1993 übernahm, beschäftigt zehn Mitarbeiter und ist gerade dabei, sein Atelier auszubauen. Schon 2007 zog er mit der Werkstatt aus der Niederkerkschener Hauptstraße in das Gewerbegebiet Robert Steichen um, wo der neue Firmensitz mit seiner Fassade hervorsteicht, die wie eine Sofagarnitur gepolstert ist. Die Firma Pesch repariert auch Möbel. Im Büro im Eingangsbereich stapeln sich in den Regalen die Kataloge mit Mustern der Stoffe, die vor allem aus Deutschland und den Niederlanden bezogen werden. Hauptaktivität ist die Reparatur der Innenausstattung von Autos, vor allem historischer Fahrzeuge. Davon, erklärt Pesch, gibt es mehr als man denkt. In Luxemburg, sagt er, seien rund 5 000 historische Fahrzeuge angemeldet.

Eine Meisterprüfung wird mangels Kandidaten und mangels Examenkommission ohnehin nicht mehr veranstaltet

Mitten im Atelier steht vergangene Woche ein grüner VW Käfer, besser gesagt, das frisch lackierte Käfer-Gerüst. Denn im Innenraum ist der Oldtimer komplett ausgenommen, die Sitze sind raus, sogar die Deckenbekleidung, der Himmel, fehlt und die Türen sind nicht mehr bezogen. Peschs Mitarbeiter haben alles abmontiert und herausgeholt, danach alles gründlich gesäubert. Sie werden die Federn in den Sitzen erneuern, sie frisch beziehen, genauso wie die Decke, die Türen und die Böden. An die 100 Arbeitsstunden kann es dauern bis ein Oldtimer wieder instand gesetzt ist. Die herausgeholte Originalgarnitur dient dabei als Vorlage für die neue Verkleidung.

Auf großen, hohen Arbeitstischen liegen Schablonen aus Karton. Dort werden erst die Schnittmuster angefertigt und dann die neuen Teile zugeschnitten. An den Wänden dahinter hängen große Garnspulen in unterschiedlichen Farben, darunter stehen die Nähmaschinen, mit denen Garnituren und Teppichen in Form gebracht werden. Eine junge Frau ist dabei, die Einzelteile für Schutzbezüge für ein Bauunternehmen zuzuschneiden. Die Bezüge sollen die Sitze der Kleintransporter, Lastwagen und Krankenkabine, die ständig Staub, Zement und Dreck ausgesetzt sind, vor der Abnutzung schützen, erklärt Pesch, während er die Stücke begutachtet. In Hand- und Maßarbeit wird hier ersetzt und repariert, was vorher in einem industriellen Prozess hergestellt wurde. Werbung muss die Firma Pesch nicht machen. Höchstens auf Sondermessen für historische Autos stellt sie ihre Arbeit vor, sagt der Firmenchef. Auch sein Herz schlägt für alte Autos. Pesch besitzt einen Aston Healey, wie er schüchtern und gleichzeitig stolz erklärt.

Aus der Nebenhalle hört man ein mechanisches Summen. Auf dem Boden sind große Plastikbahnen exakt aufeinander gefaltet. Ein Mitarbeiter wandert langsam von einem Ende zum anderen und führt eine Maschine über die aufeinanderliegenden Enden, die so erhitzt und zusammengeschweißt werden. Die Firma Pesch stellt auch Lastwagenplanen her. Zwar werden Planen nach Standardmaßen eher in Billiglohnländern hergestellt, räumt Pesch ein. Aber daneben gibt es einen Markt für Maßanfertigungen, der bei der Firma Pesch einen Ausbau notwendig gemacht hat.

Im Atelier hören die Mitarbeiter Radio. Übertönt wird die Musik vom Hämmern, Klackern und Summen der Maschinen. In einer Ecke sind zwei Mitarbeiter am Werk, die in Hohem Tempo die Sitzoberfläche von großen giftgrünen Sesseln mit neuen, bereits zusammengeknähten, silberfarbenen Stoffbezügen beziehen. Die Sessel, erklärt Pesch, stammen aus einem Krankenhaus. Die kaputten, durchgesessenen Bezüge mit neuen zu ersetzen werde billiger als neue Sessel zu bestellen. Einen Sitz nach dem anderen nehmen sich die beiden vor. Umdrehen, die Klammern mit Hammer und Meißel lockern und heraus schlagen, bis der alte Stoff runterkommt. Den neuen Bezug über die Schaumstoffmasse in Form ziehen und danach unter der Sitzoberfläche festtackern.

Patricia Monteiro packt kräftig an. Sie hat offensichtlich Spaß an ihrer Arbeit. Sie hat die Bezüge zusammengeknäht; alle Mitarbeiter, erklärt Pesch, führen alle Arbeitsschritte aus, damit es Abwechslung gibt. Seit September ist die junge Frau, die vorher als Näherin gearbeitet hat, bei der Firma und hat nun ihre Lehre begonnen. Den praktischen Teil zu absolvieren, ist für sie kein Problem. Das macht sie in der Firma. Doch als gebürtige Kapverdierin, die mit 14 nach Luxemburg kam und französisch spricht, kann sie die theoretischen Kurse nicht verfolgen, die ausschließlich auf Deutsch angeboten werden. „Warum gibt es keine Kurse in französischer Sprache?“, fragt sie, „das wäre doch gut für die französischsprachige Bevölkerung.“ Monteiro arbeitet einstweilen weiter. Vielleicht wird ihr die Handwerkskammer ihre Ausbildung auch ohne Theorie anerkennen, hofft sie. Eine endgültige Entscheidung dazu stehe aber noch aus, sagt ihr Chef.

Marc Pesch selbst ist der zweitletzte, der in Luxemburg in seinem Beruf eine Meisterprüfung abgelegt hat. Er bildet sein Personal, wie Monteiro, bis zur Gesellenprüfung selbst aus. Doch eine Meisterprüfung wird mangels Kandidaten und mangels Examenkommission ohnehin nicht mehr veranstaltet. „Wie in so vielen Berufen“, bedauert Pesch.



Marc Pesch führt das Familienunternehmen in fünfter Generation. Seine Mitarbeiter, wie Patricia Monteiro (Mitte rechts), bildet er selbst aus

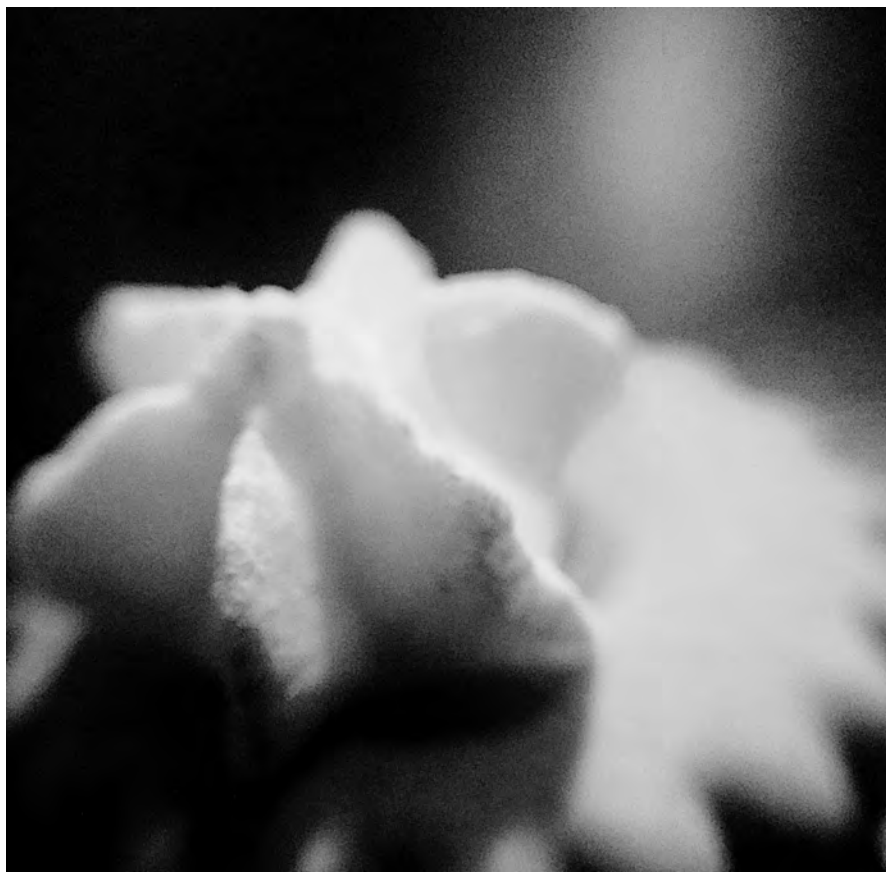


Plus de profondeur

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

Zu süß, zu billig, zu industriell



Heute sind selbst importierte Boxeknäpp im Dezember kaum noch in den Lebensmittelgeschäften und Supermärkten zu finden

Das Verschwinden der Boxeknäpp

Romain Hilgert

Am Nikolaustag vergangene Woche gab es zwei große Abwesende: der schwarze Houseker, der rutenschwingende Knecht Ruprecht, der in den letzten Jahren von den Kritikern der schwarzen Pädagogik in die Flucht geschlagen wurde, und die Boxeknäpp. Das knopfgroße Gebäck mit einer bunten Haube Zuckerguss war während Jahrzehnten ein Grundbestandteil der Kinderteller am Nikolaustag. Nun sind die Boxeknäpp von den meisten Gabentischen und aus den meisten Läden verschwunden.

Boxeknäpp sind eng mit dem Nikolausfest verbunden. In Wallonien sind sie als Nicnak bekannt, ein Wort das wahrscheinlich vom englischen Knick-knack für Nippes abstammt und mit dem deutschen Schnickschnack verwandt ist. In Flandern heißen sie Piekniekels, in den Niederlanden auch Ijsbergjes. In Deutschland, wo Kinder am Weihnachtstag mit allerlei Weihnachtspätzchen beschert werden, fehlt eine hochdeutsche Bezeichnung. In Frankreich, wo sie lediglich im Lothringischen, wo das Nikolausfest gefeiert wird, und in der Picardie bekannt sind, fehlt ebenfalls eine eigene Bezeichnung. Dagegen tragen sie im Luxemburgischen einen eigenständigen Namen, der weder mit dem ursprünglichen englischen Namen, noch mit den Bezeichnungen im Wallonischen oder Flämischen verwandt ist.

Wahrscheinlich geschah die Erfindung der Boxeknäpp in zwei Etappen. In Reading, in der englischen Grafschaft Berkshire, soll die 1822 gegründete Keksfabrik Huntley and Palmer um 1850 bei Versuchen mit neuen Produktionsverfahren Plätzchen hergestellt haben, die nicht aufgegangen, sondern geschrumpft aus dem Ofen kamen. Huntley and Palmer war vorübergehend die größte Keksfabrik der Welt und gehört nach Danone nun United Biscuits. Ein halbes Jahrhundert später, 1910, kam dann

jemand auf die Idee, ein gelbes, weißes, lila, grünes oder rosa Hütchen aus Zuckerguss auf die Schrumpfkexse zu setzen. So wurden sie dann unter dem Namen Iced gems vermarktet. Huntley and Palmer machte die glasierten Edelsteine zu einem festen Bestandteil britischer und irischer Kindergeburtstage und verbreitete sie in den Zeiten des Empire bis nach Südostasien, nach Thailand, Malaysien und Singapur.

Hierzulande haben sich, wie in Belgien und den Niederlanden, die als Boxeknäpp eingebürgerten Iced gems im Laufe des 20. Jahrhunderts, in der Zwischenkriegszeit, als Nikolausgebäck durchgesetzt. In seinem antimilitaristischen Gedicht Niklosdäg 1956 (*d'Land*, 30.11.1956) erinnert Pe'l Schlechter an das Nikolausfest seiner Kindheit in den Zwanzigerjahren: „Wät hat Hien alles fir ons bruechli! / Eng Schnëtzelé, en Zuch, en Dapp, / (E wärme Schal derbeigeluegt,) / En Apel, Nöss, e Mo'rekapp. / An da fir d'Médercher eng Popp, / Eng Bitzköschts och mat Stécker drän, / (Kame'lhoerschslappen uewendrop), / A Boxeknäpp, a Marzipan.“

Drei Vorteile trugen zum Erfolg der Boxeknäpp bei: Die Kinder mögen das blasse Gebäck, das nach nichts, und dessen bunten Zuckerguss, der nach reinem Zucker schmeckt. Noch heute besteht ein Boxeknäpp aus 56 Prozent Zucker und insgesamt 87 Prozent Kohlehydraten. Boxeknäpp sind in der Herstellung und im Verkauf so billig, dass auch Arbeiterfamilien ihre Kinder am Nikolaustag mit etwas Ausgefallenem verwöhnen konnten. Und als Industriegebäck galten Boxeknäpp im Vergleich zu hausgemachten oder in der Bäckerei nebenan gebackenen Plätzchen plötzlich als modern.

In der Grundausstattung besteht der Teig eines Boxeknapp aus Mehl, Zucker, Backpulver, Milch und Margarine, das Zuckerhütchen aus

Zucker, Wasser und Eiweißpulver. Die industrielle Fertigung verlangt jedoch immer mehr Zusatzstoffe, so dass Iced gems neben Zucker und Weizenmehl auch Kartoffelstärke, Palmöl, gehärtetes Palmöl und Palmkernöl, Dextrose, Dosenmagermilch, Gelatine, Salz, die Backpulver Ammoniumhydrogencarbonat und Natriumhydrogencarbonat und das Konservierungsmittel Natriummetabisulfit enthalten. Dafür sind die Farbstoffe des Zuckergusses inzwischen oft Carotin und rote Beete, der Geschmack entsteht durch pflanzliches Zitrusaroma.

Insbesondere in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es neben handwerklichen Konditoreien eine Anzahl Keksfabriken hierzulande, die oft auch Lebkuchen, Schokolade, Dragees und Bonbons herstellten: die Luxemburger Zwieback-, Keks- und Biskuit-Fabrik Schneider, die Firmen Razen, Beth, La Praliné Loeb, Villig und Zieser in der Hauptstadt, Hocolux und die kurzlebige Zuckerwaren- und Lebkuchenfabrik Weiler & Hostenbach in Hollerich, die Firma Stammel-Kaempff auf dem Limpertsberg, die 2006 von der Industriebäckerei Panelux/Fischer übernommene Firma Rippinger, später Schwan, die Merscher Biskuitfabrik Wilwers, die Firmen Kiesel und Mentz-Koch in Mersch, Antun in Oberkorn, Michels in Esch-Alzette oder die Ardenner Kräuter-Printenfabrik in Niederwiltz... Manche davon warben in Anzeigen für ihr saisonales Oster- und Nikolausgebäck, aber von keiner lässt sich nachweisen, dass sie auch Boxeknäpp herstellte.

Die 1863 gegründete Konditorei Namur hatte in den letzten Jahren vorübergehend Boxeknäpp im Angebot, in Wirklichkeit waren es aber auf Pain d'Anis zurückgehende Patiences, winzige knopfförmige, harte Kekse mit beigefarbener Glasur. Die Biscuiterie du Luxembourg Seabiscuit, die 2011 als soziales und solidarisches Un-

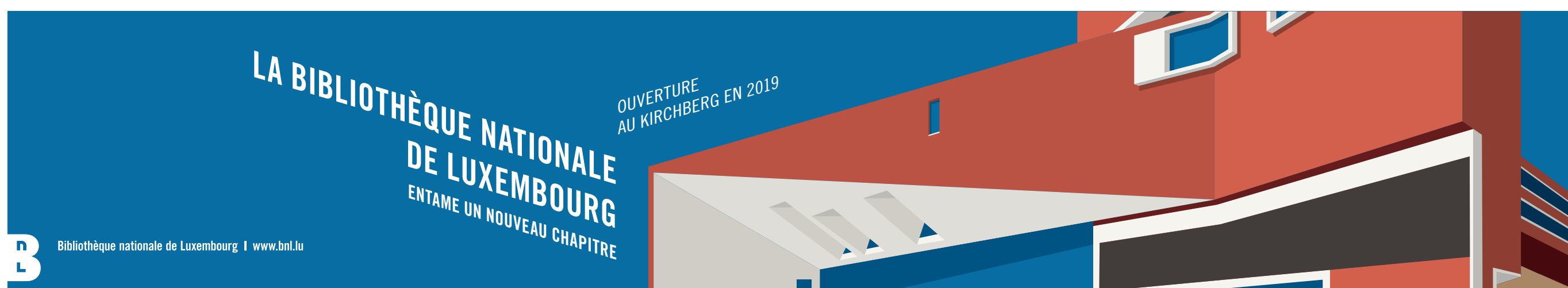
Hierzulande haben sich, wie in Belgien und den Niederlanden, die als Boxeknäpp eingebürgerten Iced gems in der Zwischenkriegszeit als Nikolausgebäck durchgesetzt

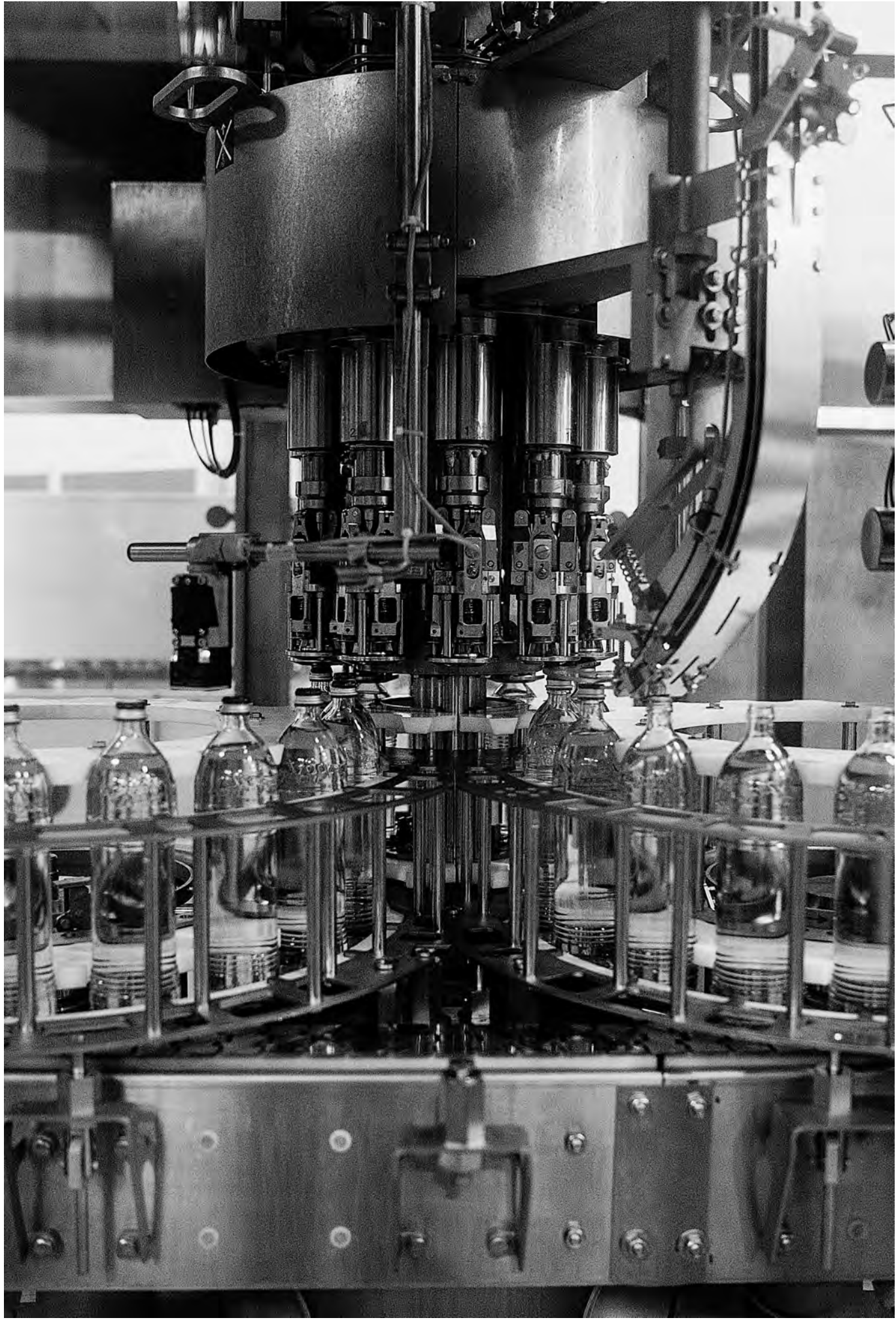
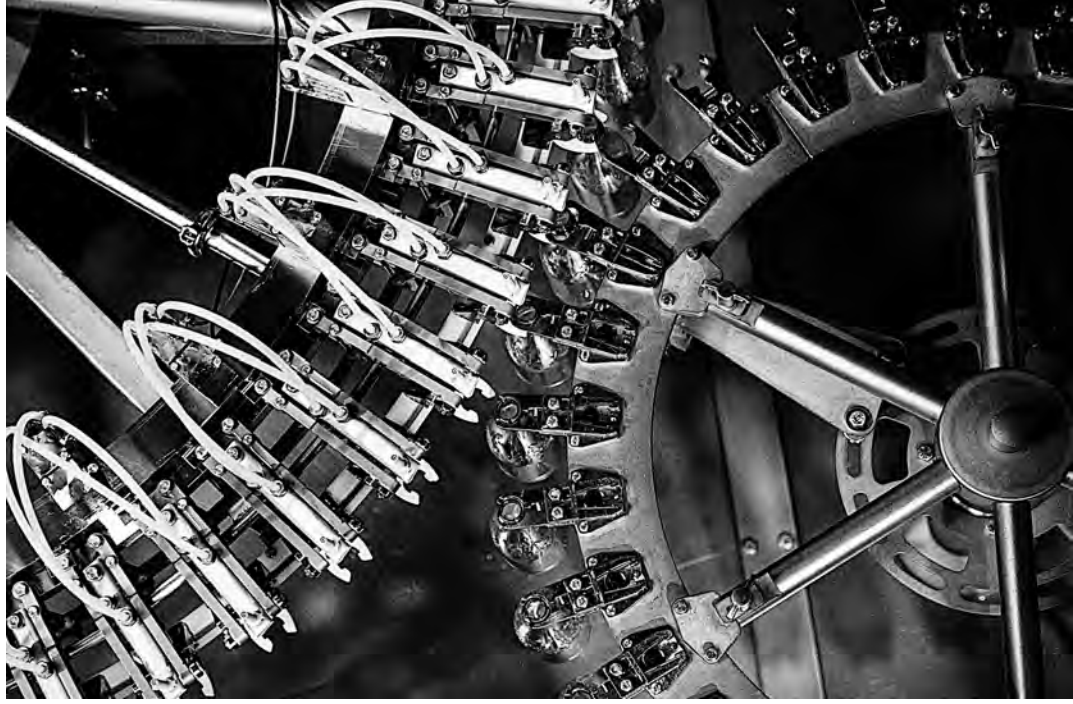
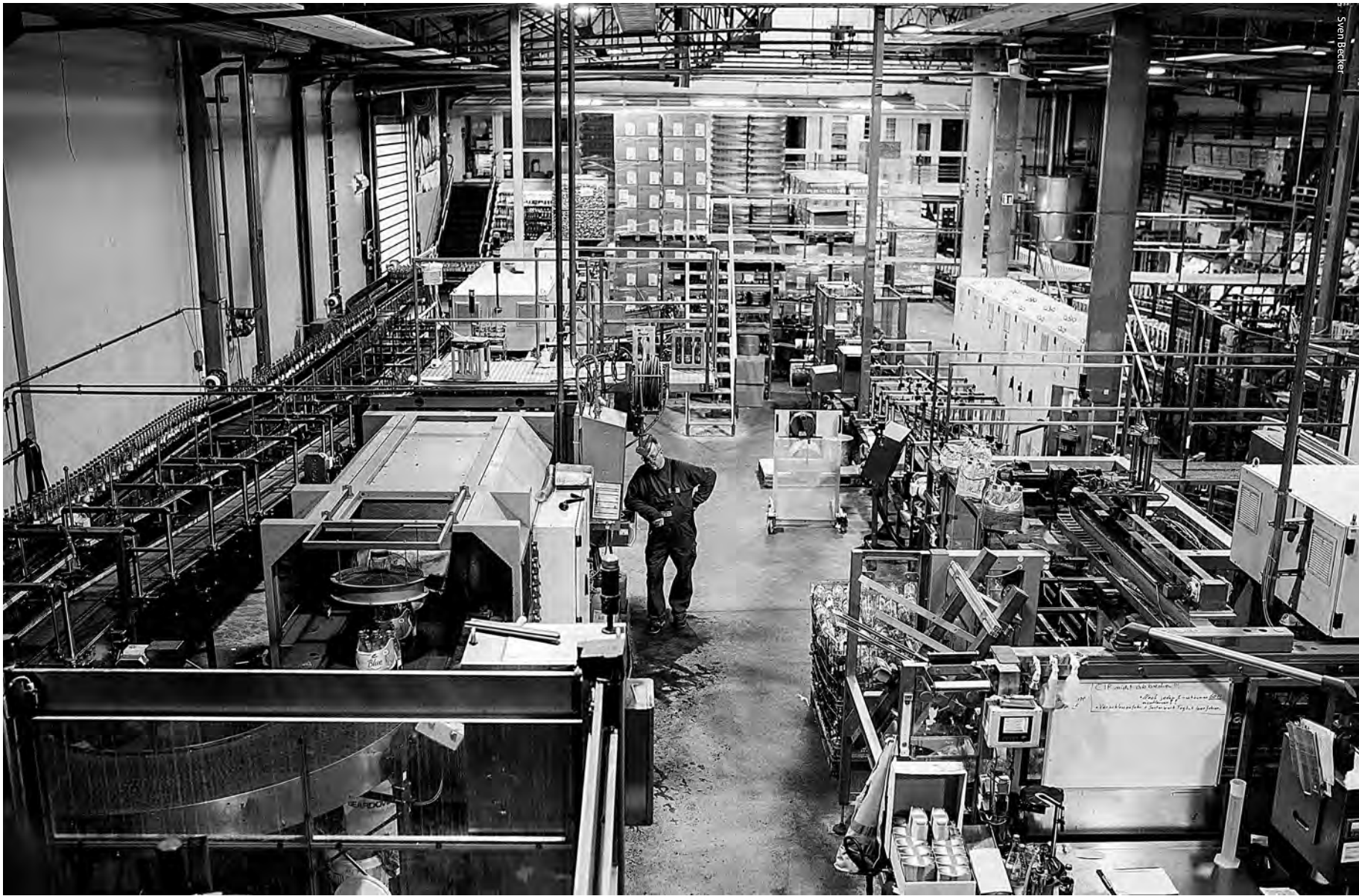
ternehmen mit lokalen Zutaten gegründet wurde und „le biscuit luxembourgeois, le goût du „fait maison“ verspricht, hat keine Boxeknäpp in ihrer Produktpalette. Die während Jahrzehnten auf jedem Gabenteller zu findenden Boxeknäpp dürften früher zum großen Teil, wenn nicht ausschließlich importiert worden sein. Heute sind selbst importierte Boxeknäpp im Dezember kaum noch in den Lebensmittelgeschäften und Supermärkten zu finden.

Denn was einst den Erfolg der Boxeknäpp ausmachte, dürfte heute ihr Verschwinden verursachen: Die zu mehr als der Hälfte aus Zucker bestehenden Kekse gelten als ungesund. Sie werden für Karies und Übergewicht verantwortlich gemacht, während der rezente Wahlerfolg der Grünen zeigt, wie viele Wähler inzwischen ihren Kindern mit erhobenem Zeigefinger Bio-kost vorsetzen.

Mittelschichten- und Oberschichteneltern, die vom schlechten Gewissen geplagt sind, dass sie ihren Kindern nicht genug Zeit widmen, kaufen sich zu Nikolaus lieber mit Edelgebäck aus der Luxus Konditorei zurück statt mit Armerleutekekse wie Boxeknäpp. Tatsächlich sind Boxeknäpp so billig, dass sie einst in manchen Zoos als Tierfutter verkauft wurden – bis das Ernährungsbewusstsein auch in Käfige und Gehege Einzugs hielt.

Schließlich gelten industriell hergestellte Boxeknäpp nicht mehr als modern. Der neue Biedermeier zeichnet sich durch selbstgebackene Plätzchen und handwerkliche Kekse mit lokalen Zutaten aus. Zudem erfährt das Nikolausfest durch die Mobilität der Arbeitskraft und die Werbung in ausländischen Medien wachsende Konkurrenz durch das Weihnachtsfest, dem Boxeknäpp so fremd sind wie das Hesperinger Oktoberfest.





Sources Rosport

Pfiiiiissst!

Michèle Sinner

Pfisst, ... Ah! Mit Rosport Classic halten es eingeleichte Fans wie mit Fishermans Friends: Ist es stark, also treibt es die Tränen in die Augen, bist du zu schwach. Der Trend, erklärt Max Weber, Geschäftsführer von Sources Rosport, gehe allerdings nicht nur in Luxemburg, sondern allgemein zu weniger kohlesäurehaltigen Wassern. Obwohl die Viva-Quelle erst 1993 erkundet und das erste stille Wasser aus Rosport 2001 erstmals abgefüllt wurde, sind mittlerweile 55 bis 56 Prozent der Produktion stilles Wasser. Und beim Viva, fährt Weber fort, verzeichnet der Betrieb die höchsten Wachstumsraten. Der Manager führt das unter anderem auf das gestiegene Gesundheitsbewusstsein in der Bevölkerung zurück, die dem ärztlichen Rat folgt, ausreichend Wasser zu trinken. Es sei nun mal leichter, täglich zwei Liter stilles Wasser zu trinken, als Sprudel. Dennoch wird weiterhin viel kohlesäurehaltiges Wasser getrunken. Der Absatz sei seit Jahren stabil, so Weber. Dabei ist auch das Classic nicht mehr ganz so sprudelnd wie früher. Heute, führt Weber aus, enthalte das Classic noch 7,5 Gramm Kohlendioxid pro Liter, während es früher zwölf Gramm waren. Da tränken die Augen noch richtig.

Die Tür zur Hölle Die Entstehungsgeschichte der Sources Rosport geht auf die Mitte der Fünfziger Jahre zurück. Eine Brauerfamilie aus Niederkerchen suchte sich geschäftlich zu diversifizieren und beauftragte den Geologen Michel Lucius, bei der Suche nach einer Mineralwasserquelle geologische Analysen durchzuführen. Auf der deutschen Seite der Sauer in der Eifel gab es bekannte Mineralwasserquellen. Die Quellenkunde, erzählt Weber, begann Lucius in der Dorkneipe in Rosport. Dort gab er der ganzen Wirtschaft ein, zwei Runden aus. Daraufhin begannen die Dorfbewohner, ihm von einem Ort an der Sauer zu erzählen, wo das Wasser blubberte, und sich, wenn der Fluss im Winter von einer dünnen Eisschicht bedeckt war, eine blutrote Lache bildete. Die Tür zur Hölle nannten die Ortsansässigen deshalb die Stelle. Für den Wissenschaft-

Im Tagungssaal blubbert es ständig. Dort steigt das Wasser direkt aus der Quelle herauf

ler waren die Erzählungen Hinweise auf eine kohlesäurehaltige Quelle mit hohem Mineralgehalt. Schon bei der ersten Testbohrung an diesem Ort wurde der Geologe 1955 in 67 Meter Tiefe fündig.

Max Weber mag offensichtlich Mythen und Geschichten. Das Pferdelego der Firma, erzählt er im Tagungssaal der Produktionsstätte auf dem schmalen Grundstück neben der Sauer, sei auf die Entstehungsgeschichte des Dorfes zurückzuführen. Das sei an dieser Stelle entstanden, weil es dort eine Rosport gegeben habe, also der Wasserlauf der Sauer so niedrig war, dass der Fluss dort, bevor es Brücken gab, auf dem Pferderücken überquert werden konnte. Um die Rosport habe sich nach und nach das Dorf Rosport gebildet – da habe die Entscheidung, ein Pferd als Firmenlogo auszuwählen, nahegelegen.

Einmal jährlich kommt der Schrothändler In diesem Tagungssaal blubbert es ständig. In einer Ecke steigt dort das Wasser direkt aus der Quelle herauf. Weber dreht einen Hahn auf und zapft ein paar Becher zur Probe ab. Das Ergebnis der Verkostung ist überraschend. Die natürliche Temperatur des Wassers ist kühl, aber nicht zu kalt. Der Kohlendioxidgehalt ist angenehm erfrischend, aber nicht so stark wie bei Rosport Classic. Vollkommen ungewohnt ist hingegen der intensive Metallgeschmack. Ungefiltertes Rosport hat einen sehr hohen Mangan- und vor allem Eisengehalt – was die Bildung der blutroten Lache erklärt, von der die Dorfbewohner Michel Lucius erzählten. Das Wasser, unterbreicht Weber, sei auch ungefiltert für den Verzehr unbedenklich. Und für Konsumenten mit Eisendefizit wohl eher förderlich. Aber, fährt Weber fort, und dieses Phänomen lässt sich an der transparenten Queleinfassung im Tagungssaal beobachten: Das Eisen roset und bildet Rückstände. Auch dann wäre der Verzehr noch unbedenklich, so der Direktor. Aber ob den Kunden das so gefalle, wenn sich an ihren Wasserflaschen ein großer Rand bildet, der zudem – im Mehrwegflas-

schensystem ist das kein unwesentliches Problem – noch schwer zu spülen wäre?

Deshalb filtert Rosport aus seinem Wasser das Eisen und das Mangan größtenteils heraus. Dem Wasser wird dazu Sauerstoff beigelegt, das Eisen oxidiert und setzt sich. Einmal jährlich komme der Schrothändler und hole einen Block reines Fe ab, erzählt der Geschäftsführer. Neben der Enteisungsanlage steht die Manganfilteranlage. Viel ist da, außer Tanks, in denen der Filterprozess stattfindet, nicht zu sehen. Aber im Raum daneben wird ununterbrochen eine riesige schwarze Gummibläse gerüttelt und geschüttelt. In der Anlage wird die natürliche Kohlensäure vom Wasser vor dem Enteisungsprozess getrennt und in der Gummibläse aufbewahrt, bevor das Gas unter hohem Druck verflüssigt wird und tiefgekühlt für den Abfüllprozess in Tanks gelagert wird. Es wird dem Wasser später wieder zugesetzt. Etwas mehr für Rosport Classic, etwas weniger für Rosport Blue.

Für den Industriegebrauch zu gut Obwohl das Mineralwasser aus Rosport gefiltert wird, hat es danach immer noch einen vergleichsweise hohen Mineraliengehalt. Mit drei Gramm gelösten Salzen pro Liter enthält es deutlich mehr Kalzium und Magnesium als andere Mineralwasser. Die Kohlensäure, die die Geschmacksknospen öffnet, intensiviert den Geschmack des Wassers noch einmal. Das Viva-Wasser enthält „nur“ ein Gramm gelöste Salze pro Liter, ist damit aber im Vergleich zu anderen stillen Mineralwassern großer Marken immer noch hoch mineralisiert. Die Viva-Quelle fand Rosport, als das Unternehmen 1993 300 Meter von seiner Hauptquelle entfernt erneut bohrte, um Wasser für industrielle Zwecke zu fördern. Die Ergebnisse der Laboranalysen der in 45 Meter Tiefe gefundenen Quelle waren allerdings so gut, dass das Unternehmen beschloss, für dieses stille Wasser ebenfalls das Prädikat „natürliches Mineralwasser“ zu beantragen. Die Quelle befindet sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite der Rosport-Produktionsan-

lage und ist deshalb mit einer unterirdischen Leitung angeschlossen, die unter der Straße hindurchführt. Denn, erklärt Weber: Das ein Wasser direkt an der Quelle abgefüllt wird, ist das bestimmende Kriterium für ein Wasser mit dem Siegel „natürliches Mineralwasser“. Dadurch werde sichergestellt, dass der Mineraliengehalt über die Dauer unverändert bleibt, und das unterscheidet es beispielsweise von „Quellwasser“, die unter einem Markennamen verkauft werden, aber aus unterschiedlichen Quellen, mit jeweils unterschiedlichem Mineralgehalt, in womöglich unterschiedlichen Erdteilen stammen. 50 Jahre brauche ein Regentropfen, bevor er durch die unterschiedlichen Erde- und Gesteinsschichten auf die Tiefe durchgesickert sei, in der die Rosport-Quelle liegt. Aktuell trinken Rosport-Kunden demnach Wasser, das gegen Ende der Sechziger als Niederschlag vom Himmel kam.

Wir trinken unser Wasser selbst Rund 8 500 Liter stündlich können jeweils von der Viva- und der Rosport-Quelle gefördert werden. Mehr wolle man nicht entnehmen, sagt der Geschäftsführer, damit sich der Mineralgehalt nicht verändert. In einem heißen Jahr wie 2018 bringe es das Unternehmen damit auf eine Produktion von 33 Millionen Flaschen unterschiedlicher Größe, was einem Volumen von rund 22 Millionen Litern entspricht. Wieviel damit der Marktanteil von Rosport am luxemburger Verbrauch von Flaschen-Mineralwasser betrage, sei schwer zu sagen, weil es keine gesicherten Zahlen gebe. Flaschenwasser, erklärt Weber, sei in Luxemburg billiger als in den Nachbarländern, weil es keine Ökosteuern und kein Pfand auf den Plastikflaschen gibt. Deswegen gehört zu den Begleiterscheinungen des Tanktourismus, dass an den Tankstellen neben Kaffee und Schnaps auch Flaschenwasser palettenweise ausgelegt und danach exportiert wird. Zudem trinken die Grenzpendler tagsüber, bei der Arbeit oder während der Mittagspause, ebenfalls Wasser aus Frankreich, was das Absatzvolumen im Inland steigert. Intern schätzt man

bei Rosport aufgrund von Studien aus anderen Ländern, dass die Gebietsansässigen pro Kopf zwischen 140 und 145 Liter Mineralwasser jährlich trinken. Auf dieser Grundlage, fährt Weber fort, habe Sources Rosport mit seinen verschiedenen Produkten Classic, Blue und Viva einen Marktanteil von rund einem Viertel. Im Gastronomiegewerbe sei es wahrscheinlich mehr – kaum ein Restaurant hat kein Blue im Angebot und keine Kneipe komme ohne Classic aus, wo es früher dazu diente, mit verschiedenen Alkoholen zum Aperitif gemischt zu werden. In den Supermärkten hingegen, die große Volumen umsetzen, sei der Marktanteil etwas geringer.

Rosport exportiert überhaupt nicht und hat das auch nicht vor. In den Sechzigern und Siebzigern habe man das Classic eine Zeitlang exportiert, unter anderem in den Schwarzwald, wo es, wie Weber sagt, „einen Rosport trinkenden Mikrokosmos“ gegeben habe. Aber die Volumina, die die Quellen hergeben, reichten nicht aus, um im Ausland wirklich Fuß zu fassen und gleichzeitig den luxemburger Markt versorgen zu können, sagt der Geschäftsführer. Und die Kunden hier man will Rosport nicht im Stich lassen. Möglicherweise stecken dahinter auch Überlegungen ökologischer Natur. Weber kann sich sehr darüber freuen, dass Flaschenwasser aus Norditalien nach Luxemburg gefahren wird, um beim Essen im Restaurant binnen weniger Minuten ausgetrunken zu werden. Danach müssen die Flaschen wieder hunderte von Kilometer zurück nach Norditalien gebracht werden. Da werde Luft in Flaschen schlimmstenfalls mit dem Lastwagen Hunderte Kilometer transportiert, regt er sich auf.

Auch innerhalb der eigenen Produktion achtet Rosport auf die Ökobilanz. Jeweils die Hälfte der Produktion wird in Mehrweg-Glas- und in Plastikflaschen abgefüllt. Was ökologischer sei, wisse er nicht, sagt Weber ehrlich. Es gebe eine Menge Studien darüber, aber das Ergebnis hänge immer davon ab, wer sie in Auftrag gab. Eine allumfas-

sende Lebenszyklus-Analyse habe er bisher nicht gefunden. Daher wolle Rosport den Kunden, die Plastikflaschen wollen, eine lokale Alternative bieten und bemüht sich dabei, die Ökobilanz der Materialien zu verbessern. Die grünen Classic-Falschen beispielsweise enthielten gar kein Rohöl mehr, sondern würden zu 75 Prozent aus wiedergewonnenem Plastik bestehen und zu 25 Prozent aus Bio-Pet, das aus Zuckerrohrabfällen gewonnen werde. Und auch bei den blauen und den durchsichtigen Plastik-Flaschen für Blue und Viva betrage der Recycling-Anteil 50 Prozent. Das biete kein anderer Mineralwasserproduzent. Rosport könne das machen, weil die Firma vergleichsweise klein und deshalb flexibel sei, sich öfter nach neuen Verpackungsmöglichkeiten umschauen könne. Sogar in die Folien, mit den Wasserflaschenpackungen zusammengehalten werden, lässt Rosport einen höheren Recycling-Anteil beimischen als andere Produzenten. Dadurch wird das Material trüb und die Verpackung glänzt weniger. Aber die Kundschaft sei inzwischen umweltbewusst genug, um solche optischen Abstriche in Kauf zu nehmen. Denn, fügt Weber hinzu, in den vergangenen Monaten, in denen die gesellschaftliche Diskussion um Plastikmüll besonders laut geführt wurde, habe man bemerkt, dass wieder mehr Glasflaschen verkauft wurden.

Eine sehr, sehr große Spülmaschine In der Produktionshalle rauscht, zischt und dampft es. 2014 hat Rosport ausgebaut und eine neue Anlage in Betrieb genommen, so dass es separate Produktionslinien für Plastik und Glas gibt. Die Plastikflaschen bezieht der Mineralwasserproduzent fertig abgeblasen vom Zulieferer, da es auf dem schmalen Grundstück zwischen Sauer und Nationalstraße nicht genug Platz gibt, um sie selbst aufzublasen. Angeliefert werden sie deshalb in extra beschichtetem Karton, damit sich kein Papiergeschmack darin festsetzt. Die leeren Kisten – auch dabei wird Recycling großgeschrieben – schneidet der Kartondeckel nach Maß zurecht, damit sie beim Stapeln

der Paletten wiederverwendet werden können. Dennoch werden die Flaschen maschinell einmal durchgespült, bevor sie befüllt, verschraubt, mit Etiketten beschriftet, in Sechserformate zurechtgerückt, mit Folie umwickelt und festgeschweißt und auf Paletten gestapelt werden, alles in einem ununterbrochenen Kreislauf, der sich in Schlangenlinien durch die Halle zieht. Manchmal wird eine Flasche vom Band geschubst, die den Qualitätstest nicht bestanden hat. Möglicherweise ist sie zu stark befüllt, oder nicht genug, oder ein Etikett fehlt, oder der Schraubverschluss sitzt nicht richtig. All das sind Ausschlusskriterien.

Daneben klirrt es mitunter, wenn die Pfandflaschen aus den Getränkekästen geholt werden. Beim Blick auf das Band erklärt sich, warum Rosport seine ikonische grüne Dreiviertelflasche sowie die blauen und wiederum völlig anders geformten ehemaligen Viva-Flaschen abgeschafft hat. Offensichtlich trennen die Verbraucher ihre Flaschen nicht so genau. So dass in einem Kasten alles zu finden ist. Classic, Blue und Viva-Flaschen. Vor der Umstellung musste bei Rosport das Leergut dafür nicht nur von Hand sortiert werden, vor allem musste die Firma auch darauf warten, bis genug Flaschen einer Sorte zurückkamen, um die Produktion für ein bestimmtes Wasser anfahren zu können. Man habe sich schlecht vorstellen können, Rosport Blue und Viva in die dunkelgrünen Flaschen zu füllen, und es sei außerdem schwierig, konische Flaschen mit einem Liter Fassungsvermögen herzustellen. Daher fasste Rosport den Entschluss, einheitliche Flaschen für das ganze Sortiment einzuführen, auf denen Etikett und Verschluss variieren, je nachdem, welches Wasser sie enthalten.

Und noch etwas offenbart der Blick auf die Pfandflaschen: Wer als Verbraucher ökologisch handeln will, sollte den Verschluss auf der leeren Flasche lassen, damit die empfindliche Flaschenöffnung beim Transport von der Supermarktrückgabestelle bis zum Distributionsunternehmen und zurück nach

2018 war ein heißes Jahr. 22 Millionen Liter Mineralwasser wird Sources Rosport bis Jahresende abgefüllt haben

Rosport möglichst gut geschützt ist und nicht beschädigt wird – die Verschlusskappen aus hochwertigem Aluminium gehen zurück in den Recycling-Kreislauf. Darüber hinaus sollten umweltbewusste Konsumenten keine Strohhalme oder andere Sachen in Flaschen drücken. Solche Flaschen, sagt Weber, während ein Mitarbeiter besonders verdreckte Exemplare oder die, anderer Hersteller aus-sortiert, seien nicht mehr zu retten.

In der Produktionsanlage herrschen auch im Winter quasi tropische Bedingungen. Die Getränkekästen werden gewaschen und die Flaschen auf dem Band beschlagen, noch bevor sie in die hallenfüllende Spülmaschine befördert werden. Dort durchlaufen sie innerhalb von einer halben Stunde sieben unterschiedliche Bäder, während denen, die Verschlussringe abgenommen, die alten Etiketten abgewaschen und die Innenräume gespült werden. Aus der Maschine kommen glänzend nasse Flaschen. Sie fahren auf dem Band durch einen Kasten, in dem es ständig blitzt. Darin, erklärt der Geschäftsführer, wird jede einzelne Flasche von vier Seiten fotografiert. Die Fotos werden mit Referenzbildern verglichen, und gibt es irgendwelche Unterschiede, die auf Flecken oder Schäden hinweisen, werden sie vom Band genommen. Manchmal reicht ein bisschen Seifenschaum, um die Flaschen auszusondern, die dann wieder mit dem Leergut vorne aufs Band kommen, um den ganzen Reinigungsprozess erneut zu durchlaufen.

Danach geht es schon ins Herztick der neuen Anlage, wo die Flaschen gefüllt, verschraubt und etikettiert werden, so schnell, dass die Maschine 14 000 Flaschen in einer Stunde schafft. Danach werden die Flaschen auf dem Band immer näher zusammengepresst, ohne einander berühren. Bis sie in die ebenfalls sauber ausgespülten Kästen gesetzt werden. Bis zu 30 Mal sollen sie diesen Prozess überstehen, bevor das Lebensende erreicht ist. Insgesamt fünf Millionen Flaschen jeder Größe hat Rosport im Umlauf. Allesamt in Luxemburg.

Kochen als Sinfoniekonzert



Weil es in Luxemburg kaum probiotische asiatische Nahrungsmittel gibt, macht Jennifer Olding selber welche

Peter Feist

Unter The Happy Guts' Company stellt man sich unwillkürlich ein Künstlerkollektiv vor, doch „Company“ bedeutet in diesem Fall tatsächlich Firma. Für ihre Gründerin Jennifer Olding steckt hinter dem Firmennamen aber eine ganze Philosophie. Dazu gehört zum Beispiel ein Credo wie dieses: „Gutes Essen ist ein Menschenrecht.“

Darüber kann die quirlige Chinesin lange referieren. Britische Chinesin, um genau zu sein; daher kommt auch ihr Name. Ihre Firma betreibt Jennifer Olding seit August in Burglinster, daheim in ihrem Haus, in einer großen Küche, die eher einem Labor ähnelt. Dort stellt sie drei Sorten Produkte her: Kimchi, eine Art Sauerkrautmischung; Kombucha, ein nachfermentiertes Tee-Getränk, und einen Kefir, der in Zuckerwasser herangezogen wird, ohne Milch auskommt und also vegan ist. Zurzeit ist die Company noch ein Ein-Frau-Unternehmen, und Gewinn wirft es noch keinen ab. Das aber soll sich nächstes Jahr ändern, dann hofft Jennifer Olding auch eine Supermarktkette beliefern zu können. Im Moment sind ihre Produkte nur an ausgewählten Stellen zu haben, etwa im Café Purple Sage in Bonneweg oder dem Ready auf dem Limpertsberg.

Das könnte der Informationen schon beinahe genug sein, wäre nicht von Jennifer Oldings Philosophie zu reden und von der besonderen Rolle, die Kimchi darin spielt. „Ich war noch ganz klein, keine zwei Jahre alt, als ich begann, meiner Mutter beim Kimchi-Machen zu helfen. So gut ich das damals konnte jedenfalls.“ Die Mutter hatte die Methode mitgebracht in die Familie im autonomen Gebiet Guangxi im Süden Chinas. Im Alter von nur vierzehn Jahren war sie während Mao Zedongs Kulturrevolution zur Umerziehung in ein Lager im Nordosten gesteckt worden. Kalt sei es dort gewesen, das Lager brutal und das Essen knapp. „Im Lager freundete meine Mutter sich mit einer jungen Koreanerin an. Kimchi kommt aus Korea und wird dort zu fast jeder Mahlzeit gegessen. Die beiden Frauen begannen gemeinsam Kimchi herzustellen, auch für die anderen im Lager.“ Wahrscheinlich habe die scharfe Sauerkrautmischung ihrer Mutter das Leben gerettet, weil sie so gesund ist. Das ist einer der Gründe, aus denen

steht, hat erst vor ein paar Jahren so richtig begonnen. Jennifer Olding erzählt von Verwandten in China, die „nur“ 84 und 86 Jahre alt wurden. Das sei kein hohes Alter, die meisten anderen Großeltern, Onkel, Tanten, Großonkel und Großtanten, die sie erwähnt, wurden entweder über hundert oder weit über 90. Und das bei guter Gesundheit, gutem Essen sei dank.

In Luxemburg, findet sie, sei das Verständnis für gutes Essen ziemlich ausgeprägt. Stärker auf jeden Fall als in Großbritannien, von wo Jennifer Olding vor knapp sechs Jahren hierher kam. „In Großbritannien herrscht wegen schlechter Ernährung eine regelrechte Epidemie.“ Was vor allem daran liege, dass zu viele sich zum Essen nicht genug Zeit nähmen, kaum noch selber kochten. sich zu wenig dafür interessierten, wo die Zutaten für ihr Essen herkommen oder aus Mangel an Geld das Billigste kauften. „Ich hoffe, dass diese Entwicklung Luxemburg erspart bleibt, aber der Trend besteht hier ebenfalls.“ *Slow Food*, die Gegenbewegung, die auch sie vertritt, sei nichts Elitäres, sondern ein Versuch, wiederzufinden, was verloren ging über dem Drang, „schnellen Genuss, sofortige Gratifikation“ zu erlangen. Für Jennifer Olding dagegen schon ist die Zubereitung von Essen ein Kunstgenuss. „Mache ich Kimchi, ist das, als höre ich eine Sinfonie.“

Und die kann lange dauern. Typischerweise von morgens acht Uhr bis ein Uhr nachts. Wobei Kimchi auch endlich näher erläutert gehört. Grundbestandteil ist Chinakohl. Der wird geschnitten und Blatt für Blatt sautiert. Gemischt mit anderem zerkleinerten Gemüse, einer Ingwer-Knoblauch-Paste und Reis, der mit Fischsoße gewürzt wurde, entsteht aus allem ein Teig, der gerollt und in einen Tank zum Fermentieren gegeben wird. Es sind diese Handgriffe, über denen Stunden vergehen. Die Fermentierung der Kimchi-Mischung dauert ein paar Tage. Das fertige Produkt sieht rötlich aus, weil ihm Gochugaru beigegeben wurde, ein koreanischer Chili. In einer 17-Stunden-Schicht gelangten 75 Kilo Kimchi-Masse in den Fermentierer.

„Als ich mit meinem Mann aus Großbritannien nach Luxemburg kam, stellte ich fest, dass es probiotische Nahrungsmittel hier nicht gab. Also stellte ich sie selber her.“ Die ersten zehn Kilo Kimchi habe sie rein hobbyhalber fabriziert und auf Facebook nachgefragt, wer etwas davon haben wollte. „Innerhalb von knapp einer Woche war alles verkauft.“ So sei die Idee zur Firmengründung entstanden. Damals war Jennifer Olding noch

„Gutes Essen ist kein Luxus, sondern ein Menschenrecht.“

Risiko-Managerin einer Bank. „Dass ich eine Idee hatte, die mich wegführen könnte vom *Number Crunching*, gefiel mir sehr.“ Studiert hat Olding weder Mathematik noch Ökonomie, und auch nicht Ernährungswissenschaft, sondern Filmwissenschaft. Dazu war sie nach Italien gegangen, was ungewöhnlich gewesen sei: „Die meisten jungen Chinesen, die in den USA oder in Europa studieren, haben Naturwissenschaften oder Informatik gewählt. Mich interessierte die europäische Kultur, ihre Sprachen und ihre Künste.“ Doch nach dem Studium die Filmanalyse zum Broterwerb zu machen, war offenbar nicht leicht. „Ich hätte natürlich Filmkritikerin werden können“, sagt Jennifer Olding knapp. Stattdessen zog sie nach England und machte als Bankerin Karriere. „Wenn ich zurückblicke, scheint mein Weg mich konsequenterweise genau dahin geführt zu haben, wo ich heute bin.“

Olding sieht sich und ihre Firma nicht nur als Produktionsbetrieb, sondern als Teil eines Netzwerks aus Produzenten, Lieferanten und Händlern, das sie hoch schätzt. „So weit das geht, nutze ich lokale Produkte und möchte Firmen und Initiativen fördern, die so neu sind wie meine.“ In Kimchi beispielsweise steckten abgesehen von Chinakohl, dem koreanischen Chili, dem Reis und der Fischsoße gut 15 Gemüsezutaten, die sie größtenteils lokal bezieht, darunter Rettich und Kohlrabi, Gurken und Fenchel. Dass sie nächstes Jahr einen Supermarkt beliefern zu können hofft und dazu die Produktion steigern muss, werde nichts am „handwerklichen“ Ansatz ihres Betriebs ändern. Noch weitere Produkte neben Kimchi, Kombucha und Wasserkefir herzustellen, plant Jennifer Olding zumindest derzeit nicht. „Was ich mache, möchte ich richtig machen.“ Das ist ebenfalls Teil ihrer Philosophie.



Kimchi, Kombucha und Wasserkefir stellt Jennifer Olding in Burglinster her

The Happy Guts' Company

Mit neuer Besitzerin: Die Schokoladenfabrik Genaveh startet durch



Ines Kurschat

Wer die hellen Firmenräume von Genaveh in Steinfort betritt, würde den Geruch auch mit geschlossenen Augen erkennen, ohne auf die dekorierte Auslage im Verkaufsraum schauen zu müssen: schwer, süßlich duftet es nach Kakao. Denn das kleine Luxemburger Unternehmen hat sich ganz der süßen Sünde vermach.

Seit mehr als 15 Jahren existiert Genaveh. Gegründet wurde die Schokoladenfabrik von der Biologin Geula Naveh, die ihr Hobby, Pâtisserie und Chocolaterie, zum Beruf machte, als sie 2002 ihr eigenes Unternehmen in Strassen öffnete (siehe *d'Land* vom 18. Dezember 2015). Mit ihren leckeren Pralinen machte sie sich schnell einen Namen in Luxemburg und darüber hinaus.

Doch als die Gründerin vor zwei Jahren wegen schwerer Krankheit plötzlich verstarb, war ihr Ehemann mit der Führung des Betriebs alsbald überfordert. „Mit einem Mal stand die Firma auf der Kippe“,

sagt Alexandra Kahn, ganz in Schwarz gekleidet mit dunklen Haaren, eine dynamisch wirkende Frau, die uns in ihrem Büro hinter dem Laden empfängt. Es stapeln sich Pralinenkisten und Papiertüten. „Das Weihnachtsgeschäft“, sagte sie entschuldigend, bevor sie in rasantem Französisch den Erzählfaden wieder aufnimmt. „Wir sind im Herbst 2017 hier hergefahren und haben die Schokolade probiert. Sie war köstlich. Mir war sofort klar: Die Firma und das Handwerk müssen gerettet werden.“

Dass die 27-jährige Jungunternehmerin auf die kleine, aber feine Chocolaterie im Westen des Landes aufmerksam wurde, ist kein Zufall: Kahns Familie lebt zwar in Paris, sie stammt aber ursprünglich aus dem Elsass, bei Straßburg. Ihr Vater ist Anwalt und hat geschäftsbedingt Kontakte nach Luxemburg. Der Großvater besaß Läden in der Grand Rue in Luxemburg-Stadt: Léonidas und La Bourse. In dem Sinne ist das Großherzogtum also keineswegs Neuland für die gebürtige Pariserin.

Die Verantwortung für ein eigenes Unternehmen zu haben jedoch schon.

„Als ich zurück aus Hongkong kam, wollte ich etwas machen, das mich begeistert. Also habe ich begonnen, in Frankreich und in Belgien Kurse zur Schokoladeverarbeitung und Pâtisserie zu belegen.“ Mit den so erworbenen Kenntnissen wollte sie eine eigene Pâtisserie gründen. Kahn hat in Frankreich Finanzwissenschaften und Betriebswirtschaft studiert. Für ihr Praktikum ging sie nach Hongkong, wo sie bei einer Bank arbeitete. So sehr sie die Zeit in der Finanzmetropole mochte, ihr Herz berührte der Bürojob nicht. „Dann kam das Angebot aus Luxemburg.“

Für die 25-Jährige war es ein Sprung ins kalte Wasser. Gäbe es die *Trau Dech*-Kampagne für Gründer*innen vom Wirtschaftsministerium noch, Kahn wäre ein ideales Aushängeschild: Die Finanzexpertin hat Vorkenntnisse in Buchführung und Bilanzen, jedoch noch nie eine Produktion geführt. Als sie in

Steinfort anfang, stand die Weihnachtssaison 2017 unmittelbar vor der Tür: „Das waren stressige Startbedingungen“, erinnert sie sich. „Es war nicht einmal Zeit, das Team richtig kennenzulernen.“ Die fünf Mitarbeiter, die seit einigen Jahren für Genaveh arbeiten, hat Kahn übernommen. Sie sind zwischen 20 und 30 Jahre alt. Das Betriebsklima beschreibt die Chef*in als sehr gut. Wird ein neues Produkt entwickelt, kosten die Chocolatiers und sie zunächst. Danach müssen Freunde und Familie probieren. „So testen wir, ob eine Kreation ankommt“, lacht sie. Ab diesem Winter gibt es Schokofinger mit Nussfüllung neu im Programm. Die schwarze Schokolade schmeckt klassisch-herb, die Nüsse bilden einen fein-knackigen Kontrast auf der Zunge.

„Wir benutzen dieselben Rezepte und Zutaten wie Geula Naveh“, bestätigt Kahn, als sie die an den Verkaufsraum angegliederte Produktionshalle betritt: Überall stehen Rollträger mit Blechen auf denen runde Schokodrops mit persischen Mustern auf ihre Ab-

fertigung warten. Aus dem Iran, Herkunftsland der Firmengründerin, stammen die leckeren Pistazien, Kahn bezieht sie über einen Großhändler aus Italien. Die Schokolade kommt von renommierten Händlern in Frankreich und Belgien, Noisette aus Italien, Honig von lokalen Betrieben in Luxemburg, weitere Zutaten aus Marokko und Israel. Eine Mitarbeiterin füllt gerade Karamellcreme in Pralinen ab.

Als erstes überarbeitete die neue Besitzerin das Logo. „Wir wollten moderner sein“, sagt Kahn und zeigt auf sauber drapierte Schächtelchen: Auf hellblauem Untergrund steht dort in verschnörkelter Handschrift *Chocolatier Artisanal Luxembourgeois* geschrieben. Jung und verspielt, und doch elegant sieht das aus.

Kahn hat ein ehrgeiziges Ziel: Die Referenzadresse in Luxemburg für handgemachte Schokowaren soll ihr Unternehmen werden. Produkte von Genaveh gewannen 2006 eine Auszeichnung beim renommierten Salon au chocolat in Paris. Außer Namur, Oberweis und Schumacher, die ebenfalls edle Schokowaren entwerfen, ist Genaveh die einzige Firma weit und breit, die sich ganz der Schokolade verschrieben hat. Vertriebspartner der ersten Stunde war die *Épicerie Paul* in der Rue Philippe II in der Hauptstadt und das *Pall-Center*-Netzwerk der Unternehmerin Christiane Wickler. Auch der Feinkostladen *Thym Citron* oder das *Café Bloom* in der Rue de Strasbourg, *Amuse Bouche* in Zolwer, 100% Luxemburg in Grevenmacher und die Knopes Kaffeehäuser und neuerdings die *Alinéa Librairie* haben Genaveh-Trüffel und Pralinen im Angebot, die Preise liegen zwischen 5,60 Euro Probiertpreis und 32 Euro. Das Netz, das die hellblauen Schächtelchen vertreibt, wächst stetig. Inzwischen sind es 15 bis 20 Verkaufsstellen landesweit. „Viele Bestellungen bekommen wir auch online“, sagt Kahn. Die Webseite www.genaveh.lu wurde ebenfalls generalüberholt.

Das neue Outfit mit samt Logo hat eine befreundete Designerin in Paris entworfen. Freunde haben auch Hand angelegt, als es galt, die vielen Weihnachtsbestellungen jetzt zu packen und für den Transport fertigzumachen. „Weihnachten und Ostern sind naturgemäß die Hauptsaison für das Schokoladengeschäft. Im August läuft fast nichts, da können wir uns auf das Kreieren neuer Produkte und auf neue Kunden konzentrieren“, erzählt Kahn. Rund zehn Tonnen Schokolade verarbeitete das Unternehmen dieses Jahr bereits, eine Verdopplung seit der Übernahme im vergangenen Jahr. Alles mit der Hand und mit Hilfe einfacher Maschinen.

Derzeit verhandelt die energische Unternehmerin mit verschiedenen Luxemburger Hotels, damit sie Genaveh-Schokolade ins Programm aufnehmen. Ab 2019 wird Genaveh im Restaurantführer *Gault-Millau* mit einer eigenen Seite geführt. Vor kurzem hat Kahn zudem einen wichtigen Großkunden hinzugewonnen: Die heimische Fluggesellschaft *Luxair* verteilt demnächst an seine Passagiere auch Schokoladenpralinen made in Steinfort, quasi als Weihnachtsleckerei. So dass einem Durchstarten nichts mehr im Wege steht.

Zehn Tonnen Schokolade haben Alexandra Kahn und ihre Team dieses Jahr verarbeitet, eine Verdopplung seit der Übernahme von Genaveh im vergangenen Jahr



Jungunternehmerin Alexandra Kahn (rechts) und zwei Mitarbeiterinnen fertigen Schokowaren fürs Weihnachtsgeschäft ab



Ménage, double cuit, gris ou aux graines

Un pain c'est tout

Cyril B.

Dans l'excellente BD française *Les Vieux Fourneaux*, lorsqu'elle commande sa baguette de pain, l'héroïne, un peu gilet jaune avant l'heure, s'énervait contre sa boulangère qui lui demande si elle veut une « Essentielle », une « Tradition », une « Fleurimeuline du Papé » ou une « Sarmentine ordinaire ou céréales ». La jeune altermondialiste invite la commerçante à aller se faire voir avec ses « transcendantes à la farine de meule » et ses « prolégomènes à l'ancienne et tous ses nom à la mords-moi le fion »

Il faut reconnaître que peu de produits sont autant empreints de tradition recyclée et de néo-classicisme modernisé que la bête miche de pain. Luxembourg n'échappe évidemment pas à la règle, puisque la diversité culturelle qui caractérise le pays rend encore plus complexe le choix à faire tous les matins, qui a déjà laissé perplexe le père de famille chargé de

ramener de quoi préparer des tartines et se retrouve à devoir décider parmi une offre pléthorique. À toutes les variétés de baguettes et aux traditionnels pains boules (ménage, double cuit, *steenuewen* et, évidemment, toutes les nuances de gris et toutes les sortes possibles de graines, on peut ajouter les différentes sortes de pains portugais (bijoux, *alentejo*, maïs), italiens (ciabatta, focaccia), germaniques ou scandinaves. On imagine mal un boulanger artisanal capable de préparer une telle variété de produits tous les jours, et on a bien raison.

Ici, comme dans tous les pays voisins, le pain, surtout s'il est labellisé « à l'ancienne », sort majoritairement d'une usine bien moderne. En 2014 (*d'Land*, 03/2014), Bernard Thomas avait consacré un article sur la dynastie Fischer. Aujourd'hui encore présentée sur son site Internet comme une *success-story* luxembourgeoise, partie il y a cent ans d'un couple

Pourtant, malgré la vogue du « nation branding », personne ne propose de poser une étiquette « Made in Luxembourg » sur les mini-croissants destinés aux buffets des gares du centre de la France

de boulangers de Diekirch, l'entreprise Panelux aligne désormais des capacités de production qui n'ont plus rien à voir avec l'artisanat : 900 employés, soixante tonnes de farine transformées tous les jours pour une capacité de stockage de 11 000 palettes (l'équivalent de plus de 300 camions). Le modèle est le même que celui des autres géants de la boulangerie, et dépend autant des cours du pétrole que de ceux du blé : une production centralisée et partagée entre produits frais distribués localement et produits surgelés expédiés dans le monde entier (l'Europe essentiellement, en l'occurrence).

Pourtant, malgré la vogue du « nation branding », personne ne propose de poser une étiquette « Made in Luxembourg » sur les mini-croissants destinés aux buffets des gares du centre de la France, pas plus que sur les petites ciabattas, tellement typiques, servies au buffet du petit déjeuner d'un hôtel à Rome.

Il faut dire qu'il n'y a pas qu'ici qu'on a compris que du lopin à l'épi, puis de l'épi au pain, les piles de palettes pleines paient le plus. À titre de comparaison, un autre spécialiste de la « tradition à la chaîne », le français Neuhauser dont le siège est en Moselle, emploie 2 300 collaborateurs... Pour faire du blé avec de la farine, il faut se diversifier et vendre des spécialités dont les prix ne sont pas contrôlés et seront d'autant plus rentables qu'ils seront produits en énormes quantités.

À côté de cela, il reste aussi quelques artisans, pas encore gagnés par la flemme du boulanger, et qui proposent dans les quartiers, comme le Pain de Mary à Gasperich ou Tartefine à Bonnevoie, du pain qui aura été préparé, cuit et vendu sur place. Une baguette sans marketing. Une baguette sans packaging. Une baguette presque magique.

Brauerei Stuff

Two craft brewers on the high seas of beer

Jeffrey Palms

"The big breweries have pretty much forced us to look to foreign markets to sell our locally made, Luxembourgish craft beer." So say the two co-founders of an independent brewery in Steinsel. The duo are Joseph Hallack-Wolff, 36, who has a professional degree in brewing, and Antoine Biasino, 38, who quit a job in the finance sector to embark on the entrepreneurial voyage that has become Brauerei Stuff.



Joseph Hallack-Wolff and Antoine Biasino

The comment presents a huge plot point in the unfurling tale of these two craft brewers, but it's perhaps best to start the story from an earlier point, back in the summer of 2017. That was when, after finally conquering the beastly administrative processes of starting up, Joseph and Antoine first introduced their beers to Luxembourg.

Was Luxembourg ready? It nearly was: Brauerei Stuff began with an ale, a blonde, an IPA, and a porter. From the start, the ale and the blonde sold well to customers of every nationality, while the IPA and the porter took off mainly in Irish pubs and expat hangouts, places frequented by drinkers nostalgic for those flavors. But in just eighteen months, brewmaster Joseph has seen local tastes broaden: Luxembourgers no longer cower before the torrefied malts and coffee overtones of the dark Black Widow, or the citrus notes of the hop-heavy Revolution IPA.

"Tastes are changing all the time," Joseph said, "which keeps brewing exciting." To that end, he has carefully updated the recipe to the IPA, following public demand for hoppy flavors. Specifically, he is adding hops after the beer has been brewed, a process called "dry hopping." In his own words: "I've been dry hopping the hell out of it, and people love the taste."

It goes further than subtle upgrades in public preferences, too: the concept of beer itself has become more fluid. Joseph and Antoine have met many people initially skeptical of their small brewery, whose minds they had to change. Because indeed, for many, beer is simply beer – and some even laughed at the idea of inventive brewing. The sweetest feeling: silencing that laughter with a fresh, independently brewed pint. A great many drinkers, however, are in no need of conversion: "Lots of people in Luxembourg are starting to understand beer as having the subtlety and diversity that wine has," said Antoine.

It is upon this sudsy sea of craft beer love that Brauerei Stuff has set sail. The co-founders have smoothed out the initial kinks of doing business, settling into their routine of working 60 to 80 hour weeks. They produce 450 liters of beer per week and, at least for now, live off their company. Joseph even has time to experiment again, which he obviously loves with a strength known only to true nerds.

In the works are a new brew infused with Luxembourgish honey expected in the spring, an in-house blend for Ënnert de Steiler, and a new flagship called Zingy Béier which is gently undercut with ginger (available at the Christmas market by the Théâtre des Capucins).

But just as Brauerei Stuff has become comfortable on the open waters, it has run into an annoying setback: pubs in Luxembourg have been dropping its beers. Being simultaneously in a period of scaling up, the pair are naturally looking now to work with distributors, to get into supermarkets, and to sell internationally. That latter goal, however, was not foreseen in their initial dreams. "If we could keep a presence in Luxembourgish pubs – in their fridges, on their taps – we could live comfortably without exporting anything,"

In the works are a new brew infused with Luxembourgish honey expected in the spring, an in-house blend for Ënnert de Steiler, and a new flagship called Zingy Béier which is gently undercut with ginger

noted Joseph. But they cannot, because of how small the number of independent pubs, bars, and cafés is in Luxembourg, ones not bound to any bigger local breweries.

Joseph and Antoine had originally estimated that the number of pubs not beholden to any big brewer was about 25 to 30 per cent in Luxembourg. A year and half after launching, they now think it's closer to five per cent. In effect, Brauerei Stuff has been muscled out of many pubs that, for a golden while, had been profitable for them.

Phased by this, the two are certainly not. Antoine talked in upbeat terms about this transition phase: "We had our first logistical adventures across the border earlier this year, at a festival in France. Even though it was disastrously planned, we took away quite a few lessons from it, got some contacts, and are excited to look outward at new markets."

For Joseph, working with distributors will bring technical hurdles. To increase output, the duo are looking to do some of their brewing activities in a space rented in a larger brewing facility. Joseph must therefore reproduce his recipes on new equipment. His perfectionism shone as he began describing every touchpoint that threatens Brauerei Stuff's established tastes: the thickness of the pots, the container sizes, and even how the elevation of a new brewing location will affect water boiling points. He absolutely loves talking about this stuff; it's obvious. And you might have laughed at him, but likely would have been shut up with a glass of the ale, called Grande Ducale, with its toasted malt flavor.

Wherever it is sold, the Luxembourgish identity of Brauerei Stuff is impeccable. "We want to make a beer that uses Luxembourgish ingredients," Joseph said, hinting further at a project to get farmers to grow hops in the Grand Duchy specifically for use in their brews. Antoine is Belgian-French and grew up in the Grand Duchy, while Joseph is English but arrived here at the age of twelve – both feel deep-rooted in Luxembourg and want their brews, insofar as it is possible, to comprise local ingredients.

Beer may be simply beer, and beer may not be simply beer – but this beer is undeniably brewed with care, by zealous beer nerds, and if that means anything to you then the name, again, is Brauerei Stuff.

Le développement du prêt-à-porter luxembourgeois

Des pieds à la tête

Kévin Krocze

Un babyfoot Hermès trône au beau milieu d'un couloir et nargue les passants. Dans une pièce adjacente, des photographies d'Edward Steichen sont accrochées aux murs et font face à des chaises design et à des céramiques. Plus loin, une marionnette, des sculptures, des bijoux et autres créations hautement esthétiques qui se mélangent et forment un tout foutraque et étonnamment cohérent. Au 19 avenue de la Liberté, l'exposition *De mains de maîtres* bat son plein. Au beau milieu d'une salle est exposée une élégante robe rouge signée Ezri Kahn, à gauche une robe plus excentrique signée Jennifer Lopes Santos et à droite, un costume signé Caroline Koener. Là-bas encore, des chapeaux confectionnés par Sandy Kahlich. En observant ces vêtements, on pense à leurs créatrices et créateurs originaires du Luxembourg. Puis on vient à se demander à quel point le vêtement, en tant que tel, a son importance dans le pays.

On pense à Eva Ferranti et à ses costumes sur mesure, puis à Modes Nita et à ses chapeaux que l'on s'arrache chaque veille de Te Deum de la fête nationale. On pense encore aux artisanes et artisans du textile qui en vivent, plus ou moins, mais souvent moins, et on ne peut que leur rendre hommage. À côté de tous ceux-là, on trouve finalement des entrepreneuses et entrepreneurs qui ont décidé de se lancer dans l'ambitieuse aventure du prêt-à-porter luxembourgeois. Des pieds à la tête, des chaussures aux bonnets, des chaussettes aux casquettes, il est tout à fait possible de s'habiller luxembourgeois. Du vêtement haut de gamme féminin aux bonnets tricotés à la main, en passant par le *streetwear* puis par des chaussettes naturelles et chaussures véganes, le Grand-Duché offre des initiatives et à défaut de pouvoir être totalement exhaustif, il convient d'en faire un rapide tour d'horizon.

Il y a quelques années de ça à Sennigerberg, des *showrooms* étaient organisés dans le garage d'une maison familiale. Des rideaux, un tapis et du crémant, de quoi mettre à l'aise les premières clientes d'Yileste. Depuis, Yileste, c'est une boutique, côte d'Eich en plein centre-ville, mais surtout la première véritable marque de prêt-à-porter féminin *designed in Luxembourg*. Stéphanie Comes, la fondatrice, part chaque année à la recherche de nouveaux tissus, de nouvelles matières dont elle s'inspire et avec lesquelles elle confectionne deux collections annuelles. Le tissu est souvent italien, et les produits sont fabriqués principalement en Estonie ou en Lituanie. Les pièces sont plutôt chics, flexibles et Stéphanie Comes insiste sur ce point, intemporelles. De mauvaises expériences avec des revendeurs, notamment en France et en Belgique l'ont confortée dans l'idée de ne pas trop se dissiper et ses produits s'achètent donc en boutique ou bien en ligne. Cette boutique justement, au style scandinave, est un concon. Aux murs, sont accrochées de manière temporaire de jolies photographies sur verre du duo Lanterne Magique, comprendre Séverine Peiffer et Joël Nepper.

Depuis cette année, chez Yileste on trouve aussi des bonnets tricotés signés Hootli. Hootli c'est un peu la *success story* des accessoires de mode, totalement *made in Luxembourg*. Nicole Hansen a fondé l'entreprise en 2012 et ses produits faits main, via des collaboratrices freelances se sont exportés jusqu'en Corée. Plus loin au centre-ville, deux devantures, le nom de l'enseigne, Vol(t)age. Fondée par les sœurs Claudie et Stéphanie Grisius, la jeune entreprise de prêt-à-porter est arrivée comme un pavé dans une mare à grands coups de promotion et d'ouvertures de boutiques. Les collections proposées sont là encore chics mais plus décontractées, avec des hauts à message et une gamme de foulards fabriquées au grand-duché et qui ont obtenu à ce titre le label *made in Luxembourg*. Depuis 1984, ce label sert à identifier l'origine luxembourgeoise de produits et services proposés par les artisans, créateurs et entrepreneurs locaux. Dans le cas d'Yileste, ce ne sont pas les produits vendus qui l'ont obtenu mais le service proposé de conception et de design de prêt-à-porter. D'ailleurs sur la devanture de la boutique, l'inscription « *designed in Luxembourg* » est mise en avant, une formulation qui de fait n'est pas reconnue. Cette différence d'approche peut être questionnée.

Côte d'Eich encore, on trouve The Modu Shop, qui propose ces temps-ci des créations de deux jeunes entreprises luxembourgeoises qui font plu-

Lydia Leu-Sarritzu a lancé en avril dernier la marque Blanlac, de belles chaussures en cuir, non pas simplement synthétique, mais véritablement végan

tôt la paire. D'un côté, les chaussettes naturelles de Natural Vibes et de l'autre, les chaussures véganes de Blanlac. Guillermo et sa compagne Burcu Onzeli ont acquis par la force des choses une certaine expérience dans l'industrie de la chaussette. Bien intégrés au Luxembourg, ils ont fondé cette entreprise qui privilégie le respect de l'environnement via des chaussettes colorées, design, fabriquées en Turquie et qui semblent particulièrement intéresser le marché allemand, friand de textiles naturels. Lydia Leu-Sarritzu a quant à elle lancé en avril dernier la marque Blanlac, de belles chaussures en cuir végan confectionnées artisanalement en Italie. Elle est finalement la première à proposer ce crédo du *ethically in style*, et a déjà prévu de renverser une partie des bénéfices engrangés pour la protection des animaux, un cercle vertueux donc. On ne parle pas seulement de *business plan* et de revenus, mais bien de redistribution et on ne peut que se féliciter de voir de telles initiatives fleurir au Grand-Duché. Un stand Blanlac est à retrouver demain et dimanche au Mudam dans le cadre du *Marché des créateurs*.

Une dernière catégorie de vêtements est évidemment à prendre en compte, le *streetwear*, qui, depuis quelques années, a dépassé son cadre de niche et s'est totalement popularisé. Le *streetwear* est devenu presque malgré lui tendance, son coût de fabrication reste peu élevé, encore faut-il avoir les bonnes idées. Le Rebounce Shop, avenue de la Gare, est un temple en la matière. On y trouve de nombreuses marques spécialisées et un mur entier de casquettes *snapback*. C'est Rui Miroto qui a ouvert la boutique il y a presque dix ans de ça. Après avoir imprimé une série de t-shirts pour promouvoir l'enseigne, les retours positifs l'ont poussé à développer toute une marque à l'imagerie reconnaissable, notamment autour du ReboSkul, une tête de mort imaginée par l'artiste tatoueur Ziggy. La marque dure et certaines pièces antérieures se revendent aujourd'hui jusqu'à sept fois leur prix initial.

Charel Modert, Chris Molitor et Lou Consbruck ont quant à eux fondé Sentinel City, originairement une marque fictive lorsqu'ils étaient encore étudiants. Les premières ventes se font à la sortie de concerts de métal. Les retours étant bons, ils décident alors de créer une sarl. afin d'assurer une présence en boutique à leurs produits et de professionnaliser le tout. Ils empruntent ainsi les 12 000 euros nécessaires à l'époque aux parents. Depuis, la marque a fait son chemin. Aujourd'hui encore, Charel Modert, en envoyant des colis, reste étonné en s'apercevant qu'il ne connaît pas les destinataires. Preuve que son projet ne plaît plus qu'aux amis et connaissances, mais bien à des amateurs du genre.

Est-ce que le Luxembourg en tant que tel fait vendre à l'étranger ? Il semblerait que non. Lors des *Marchés aux créateurs* et autres foires internationales, ce n'est pas encore l'origine luxembourgeoise des produits qui attire les visiteurs et revendeurs potentiels, mais comme toujours, l'originalité, la qualité et le prix. Aussi, imaginer du prêt-à-porter ou des accessoires communs sur son ordinateur, en faire fabriquer à l'étranger à la va-vite et en faire la promotion sur un compte Instagram ne suffit assurément pas à construire quelque chose de durable. Peu de prétendantes et de prétendants, pour encore moins d'élus(e), l'histoire du vêtement luxembourgeois est encore à tisser.



Les bonnets de Hootli, le Rebounce Shop et la boutique Yileste

Michèle Sinner

Das Epizentrum des Fortschritts im Weltraumbergbau liegt hinter den Bahngleisen. In einem unscheinbaren und fast leeren Gebäude auf dem Gelände von Paul Wurth sind das Silicon Valley und Cape Canaveral dermaßen weit weg, dass man sich kaum traut, durch den Eingang zu gehen. Und doch: Im zweiten Stock brennt Licht, an den Wänden hängen Bilder aus dem Weltraum und herrscht rege Geschäftigkeit. Die Mitarbeiter von Ispace teilen sich hier ein Gemeinschaftsbüro. In einem Bücheregal stehen Reiseführer und allerhand Gimmicks, ein Weihnachtsbaum ist dekoriert, und in der Ecke auf einem Tisch drapiert stehen sie: Die Moon rover, Mond-Geländewagen. Silberglänzend sind sie, mit Solarzellen ausgestattet, kleinen Antennen und breiten Rädern, die eigentlich eher aus Speichen bestehen. Und sie sind erstaunlich klein, in etwa von der Größe der Wägelchen, wie man sie Kleinkindern zum Vor sich herschieben gibt, wenn sie laufen lernen, wenn sie laufen lernen. Auch sonst erinnern sie ein bisschen an Spielzeug, solches, das kleine Jungs und Mädchen aus Plastikteilen zusammensetzen. Und tatsächlich bestätigt sich beim Anfassen: Der Mini-Geländewagen besteht aus sehr hartem Plastik.

Mehr als zehn Jahre Forschung stecken in den Rovern. Entwickelt wurden sie im Rahmen des vom Internet-Riesen Google 2007 ausgeschrieben Lunar X-Prize, ein Wettbewerb, dessen Ziel es war, Material zu entwickeln, um bis 2018 eine private Mondlandung zu vollziehen. Das Projekt wurde schließlich aufgeben. Dem japanischen Team Hakuto, das für die Mondmission den Geländewagen entwickelte, gehörten einige der Gründer der Firma Ispace an, die nun auch ohne Google am Projekt Mondlandung weiterarbeiten. Hauptsächlich

Eine von Geröll und Felsen freie Stelle zu bestimmen, ist wichtig, damit das Landegerät beim Aufsetzen nicht umkippt

geschieht das in Japan, wo sie derzeit auch einen Lander, also ein Landegerät, entwickeln, das den Geländewagen auf Mond absetzen soll.

Zwei Mondmissionen hat Ispace geplant und dafür bereits entsprechende Ladekapazität auf Falcon-9-Raketen der Firma Space X reserviert. In zwei Jahren soll eines der Ispace-Landegeräte auf Orbit um den Mond gebracht werden, um Daten zu sammeln für anschließende Missionen. Denn nur ein Jahr später, 2021, soll die zweite Mission folgen: Dann soll die Landung auf dem Mond gelingen. Aus dem Landegerät wird eine Ladeklappe heruntergelassen werden und der Rover herunterfahren. Dieser Rover soll einen zweiten Mini-Rover enthalten, der mit vier Kameras ausgestattet ist und der im 360-Grad-Rover in ständiger Verbindung bleiben und dieser Mini-Rover ist es, der dann in Krater herunterfahren kann, um deren Oberfläche zu erforschen.

Im Rahmen der Initiative Spaceresources, die von der vorigen Regierung und mit dem Impuls von Wirtschaftsminister Etienne Schneider (LSAP) lanciert wurde, gründete Ispace eine Filiale in Luxemburg. 15 Mitarbeiter beschäftigt Ispace hier, alles Hochqualifizierte, mindestens mit einem Master-Abschluss. Während das Gros der Forschungs- und Entwicklungsarbeit an den Geräten, die 2020 ins All geschossen werden sollen, in Japan stattfindet, konzentrieren sich die Ingenieure in Luxemburg auf andere Bereiche: Sie arbeiten beispielsweise an den Navigationsinstrumenten, die es dem Mond-Geländewagen später erlauben sollen, sich auf dem Erdrabant zu orientieren und an den Kommunikationsgeräten, welche die gesammelten Daten übertragen sollen. Das muss alles sehr schnell gehen, erklärt Maia Haass, Firmen-Pressesprecherin, die

redet, als ob sie selbst einen Abschluss in Weltraumwissenschaften hätte. Denn auf dem Mond kann der Geländewagen nur einen Tag funktionsfähig bleiben – das sind immer 14 Tage auf der Erde – weil die Nächte auf dem Mond mit -150 Grad dermaßen kalt sind, dass die Batterien und Solarzellen nach einer Nacht unwiderrüflich kaputt sind. In einer von Paul Wurth verlassenen Halle hat Ispace deshalb einen großen Sandkasten angelegt, in dem die Mondoberfläche mit Kratern nachgestellt ist. David Regad, Senior Payload Electrical Engineer, holt einen sehr starken Spot, um den Sandkasten in der ansonsten dunklen und kalten Halle zu beleuchten. Dort können er und seine Kollegen Gerätetests durchführen.

Eine weitere Mitarbeiterin, Expertin in Mond-Geologie, sucht nach geeigneten Orten, an denen der Lander auf der Mondoberfläche aufsetzen kann. Denn Hauptauftrag von Ispace Europe ist es, eine Mission vorzubereiten, um auf dem Mond nach Wasser zu suchen: Polar Ice Explorer. Diese Mission, für die noch kein festes Datum steht, soll im Rahmen der Europäischen Weltraumagentur (Esa) starten. Das heißt, dass die Firma das Projekt entwickelt und dafür Esa-Gelder, die Luxemburg eingezahlt hat, zur Finanzierung beantragt. Deshalb müssen die Ispace-Mitarbeiter nicht nur eine Landestelle in der Nähe von Orten

aussuchen, an denen es wahrscheinlich Mondwasser geben könnte, damit der Rover nicht zu weit fahren muss. Sondern sie müssen in diesem Gebiet zudem eine Stelle identifizieren, die frei von Geröll und Felsen ist, durch die das Landegerät beim Aufsetzen kippen könnte und an der sich die Ladeklappe problemlos ausfahren lässt.

Dass sich die Firma, die auf dem Mond nach Wasser suchen will, in Europa ausgerechnet Luxemburg ausgesucht hat, ist dem Luxemburger Weltraumgesetz geschuldet, das Privatfirmen erlaubt, Besitz von im All abgebauten Rohstoffen zu nehmen. Doch mit der Inbesitznahme ist es nicht getan, erklärt Haas, da der Boden, auf dem geschürft werde, den Firmen nicht gehört. Mit der Frage, wie der Bergbau im All geregelt werden soll, wenn der Boden nicht erworben werden kann, beschäftigt sich deshalb die Den Hager Arbeitsgruppe für Weltraumressourcen, die ein Konsortium aus Unis von allen Kontinenten gegründet hat, zu dem auch die Luxemburger Universität gehört. In dieser Arbeitsgruppe ist Kyle Acierno, CEO von Ispace Luxemburg, ebenfalls Mitglied. Er beschäftigt sich, erklärt Haas, ganz konkret damit, mit welchen Maschinen die begehrten Ressourcen im All überhaupt gefördert werden könnten. Das Epizentrum des Fortschritts im Weltraumbergbau liegt, wie gesagt, hinter den Bahngleisen.



Sven Becker

Geländewagen für den Mond